



DER PIPER READER DER FRÜHJAHR 2024

CHRIS WHITAKER

ANN PATCHETT

ARNE DAHL

ANTHONY PASSERON

EVAN TEPEST

SANAM MAHLOUJJI

CARSTEN HENN

MARTIN HYUN &
WLADIMIR KAMINER

MICHAEL SCHMIDT-SALOMON

MICHAEL NAST

JENNY COLGAN

NICOLE WELLEMIN

GABY HAUPTMANN

HANNAH KANER

RONALD RENG

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,

das Jahr 2024 steht für uns im Zeichen des Berlin Verlags, der sein dreißigstes Jubiläum feiert. Der Berlin Verlag, 1994 von Elisabeth Ruge, Arnulf Conradi und Veit Heinichen gegründet und von Anfang an verlegerische Heimat von renommierten deutschsprachigen und internationalen Schriftsteller:innen, hat eine so schillernde wie wechselvolle Geschichte, in der er unter anderem einige Jahre zu Bertelsmann gehörte, als deren Verlage noch nicht Random House hießen, und später zum englischen Bloomsbury Imperium, das mit »Harry Potter« gewachsen war. Während andere deutschsprachige Verlage in Berlin Imprints gründeten und gründen, die das kreative Flair der Hauptstadt einfangen sollen, sind wir stolz und glücklich, dass der Berlin Verlag bereits seit zwölf Jahren die Piper-DNA erweitert und bereichert und vice versa. Damit ist die Zugehörigkeit zu Piper innerhalb der Geschichte des Berlin Verlags zu einem Kontinuum geworden, das nur von der Treue zu Hausautor:innen wie Margaret Atwood, Zeruya Shalev oder Jan Peter Bremer übertroffen wird. Mit dem Jubiläum des Berlin Verlags feiern wir nicht nur seine so glamouröse wie abwechslungsreiche Geschichte, sondern vor allem das, was das Programm nach wie vor ausmacht: Eigensinn und Qualität, Neugier und Beharrlichkeit, Originalität und Begeisterungsfähigkeit. Und das alles dank eines großartigen, eingeschworenen Teams, das mit seinen Autor:innen eine Art Verlagsfamilie bildet, die einzigartig ist. Auf die Titel, die im Jubiläumsprogramm des Berlin Verlags erscheinen, freuen wir uns außerordentlich und hoffen, Sie mit dieser Vorfreude anstecken zu können.

Der Piper Verlag wiederum wurde 1904, also vor 120 Jahren, von dem Buchhändler Reinhard Piper gegründet, auch das ein großes Erbe und eine stolze Zahl. Bis wir diesen Geburtstag richtig feiern, lassen wir aber nochmal fünf Jahre ins Land gehen – und widmen uns derweil weiterhin ganz unseren Autor:innen und ihren Büchern, die 2024 auf alle Fälle in die Verlagsannalen eingehen werden. In der Literatur entfaltet Sanam Mahloudji eine iranische Familiengeschichte im Exil und Anthony Passeron Glanz und Elend der achtziger Jahre in Frankreich, während Evan Tepest familiäre Unterströmungen entdeckt. Wer sich ab und zu heimlich fragt, ob das wirklich schon alles gewesen sein kann, ist bei Michael Nast genau richtig, und Michael Schmidt-Salomon stellt zehn Meta-Influencer vor, die unser Denken stärker prägen sollten. Arne Dahl macht seinem Ruf als sympathischste Krimilegende Schwedens mit dem Auftakt einer neuen Reihe alle Ehre, und die Gebrauchsanweisungen, unsere Instant-Klassiker, bekommen so prominenten wie erfrischenden Zuwachs mit Carsten Henn, der das Mysterium Wein ergründet, und Wladimir Kaminer, der Martin Hyun ein guter Nachbar ist. Und dann ist da noch ein Roman, der mir eines der elementarsten Lektüreerlebnisse der letzten Jahre beschert hat*... Aber lesen Sie selbst!

Herzlich,

Kate Foliolet Lovejoy

*S. 126ff. 4ff.



INHALT

CHRIS WHITAKER IN DEN FARBEN DER DUNKELHEIT	04 _____
BERLIN VERLAG 30 JAHRE BERLIN VERLAG	12 _____
ANN PATCHETT DER SOMMER ZU HAUSE	16 _____
ARNE DAHL STUMMER SCHREI	24 _____
ANTHONY PASSERON DIE SCHLAFENDEN	32 _____
EVAN TEPEST SCHREIB DEN NAMEN DEINER MUTTER	38 _____
SANAM MAHLOUJJI DIE PERSERINNEN	46 _____
CARSTEN HENN GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR WEIN	52 _____
MARTIN HYUN & WLADIMIR KAMINER GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR NACHBARN	60 _____

PIPER GEBRAUCHSANWEISUNGEN	66 _____
MICHAEL SCHMIDT-SALOMON DIE EVOLUTION DES DENKENS	70 _____
MICHAEL NAST WEIL DA IRGENDETWAS FEHLT	76 _____
JENNY COLGAN SOMMERHIMMEL ÜBER DIR UND MIR	82 _____
NICOLE WELLEMIN SPÄTE ERNTE	90 _____
GABY HAUPTMANN HOFFNUNG AUF EINE GLÜCKLICHE ZUKUNFT	98 _____
HANNAH KANER GODKILLER	104 _____
RONALD RENG 1974 – EINE DEUTSCHE BEGEGNUNG	112 _____
EVERLOVE VORSCHAU	120 _____

4

CHRIS WHITAKER
IN DEN FARBEN DER DUNKELHEIT





CHRIS WHITAKER

IN DEN FARBEN DER DUNKELHEIT

Eine grandiose Odyssee und ein unvergesslich intensiver Roman
über Menschlichkeit, Schicksal und bedingungslose Liebe.

INTERVIEW

»Die Geschichte führte mich in Richtungen, die ich nicht vorhergesehen hatte.«

CHRIS WHITAKER ÜBER DIE ZWEIFEL UND DAS GLÜCK DER SCHREIBENS

Wie und wo schreiben Sie?

Ich habe dieses Buch fast ausschließlich in einem extra dafür gebauten Gartenhaus geschrieben. An meinem Haus mussten größere Arbeiten durchgeführt werden, und ich brauchte einen ruhigen Ort zum Schreiben und für die Interviews zu »Von hier bis zum Anfang«. Während all der Hektik (meine Tochter wurde geboren, dann kam Covid), war das Schreiben der Zufluchtsort, den ich brauchte – wie immer in meinem Leben.

Ich konnte nicht in die USA reisen, um die Veröffentlichung von »Von hier bis zum Anfang« zu begleiten, und war bei über hundert Online-Veranstaltungen dabei. Wegen der Zeitverschiebung – ich lebe in London – war es für mich dann oft mitten in der Nacht. Vielleicht weil Patch, die eine Hauptfigur, einen Teil der Geschichte in völliger Dunkelheit verbringt, fand ich es einfacher, seine Szenen zu schreiben, während die Welt um mich herum schlief. Manchmal fühlen sich diese Nachtstunden an, als wäre man der einzig wache Mensch auf der Welt. Und Patch leidet ja im Laufe des Romans an einem ganz akuten Gefühl der Einsamkeit.

In welchen Zeiträumen ist das Buch entstanden?

Von der ersten Zeile bis zum fertigen Manuskript dauerte es fast vier Jahre, vielleicht eine zu lange Zeit zwischen zwei Büchern. Ich bin ein bisschen in Sorge, dass meine Leser*innen, so treu sie auch sind, mich vergessen haben könnten. Aber ich weiß, dass ich einfach nicht schneller hätte schreiben können. Dies ist mein erstes Buch, das ich als hauptberuflicher Autor geschrieben habe. Anfangs dachte ich noch, dass es dadurch schneller gehen würde. Und ich war auch so naiv zu glauben, dass der Schreibprozess mit zunehmender Erfahrung einfacher wird – es ist immerhin mein fünftes Buch –, aber beides hat sich nicht bewahrheitet. Jede Geschichte ist absolut einzigartig und bringt ihre eigenen Herausforderungen mit sich. Es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, dass ich nach jedem meiner Romane wirklich geglaubt habe, dass ich nie wieder einen schreiben kann. Ich wusste, diese Geschichte würde anders sein als alles, was ich bisher geschrieben habe: der Umfang, die Details, die Tiefe. Ich wollte, dass die Leser*innen mit den Figuren mitwachsen, dass sie mit ihnen auf eine Reise gehen, ihre Siege und Niederlagen miterleben und sich auf dem Weg dorthin vielleicht sogar in sie verlieben. Das Leben verläuft selten linear, und so war es auch beim Schreiben. Die Worte flossen und flossen, und ich verbrachte Monate mit einzelnen Kapiteln, bevor ich weitermachen konnte. Die Geschichte führte mich in Richtungen, die ich nicht vorhergesehen hatte, und am Ende fühlten sich die Figuren an wie Familie, nicht nur für mich, sondern für alle, die an dem Buch mitgearbeitet haben. Ich bin mir des Vertrauens meiner Verleger*innen und meiner Leser*innen immer voll bewusst. Deshalb bin ich es ihnen und mir schuldig, die beste Geschichte abzuliefern, die ich schreiben kann. Selbst wenn das bedeutet, dass ich während des Prozesses ein bisschen verrückt werde.

Haben Sie beim Arbeiten Material wie Bilder oder Fotos um sich herum?

Ich mache mir Notizen auf meinem Laptop und meinem Handy, aber ich schreibe immer nur an meinem Computer, wo ich an drei Bildschirmen gleichzeitig arbeite, damit ich eine Szene aufbauen kann, während ich sie schreibe. Obwohl die Stadt Monta Clare, in der ein Großteil der Geschichte spielt, frei erfunden ist, gibt es im Roman Hunderte von realen Schauplätzen, die ich anhand von Fotos, Reiseführern und Büchern – Romanen wie Sachbüchern – recherchiert habe. Ich habe auch eine große USA-Karte an der Wand meines Büros hängen. Patches Suche nach Grace führt ihn quer durch Amerika, und dafür musste ich die Route vor Augen haben. Ich wünsche mir, dass das Gefühl für den Ort in jeder Szene so stark ist, dass die Leser*innen das sehen können, was die Figuren sehen. Was man sieht, hört, riecht, muss zur Zeit und zum Ort passen und bis ins Detail ausgearbeitet sein. Der Roman spielt in einem Zeitraum von dreißig Jahren, weshalb ich viel Zeit mit Geschichtsbüchern verbracht habe. Die Details sollten nicht von der eigentlichen Geschichte ablenken, aber ich fand es wichtig, die jeweilige Zeit mit zu erzählen und Moden und Trends zu berücksichtigen.

Wie entwickeln Sie Ihre Figuren?

Die ehrliche Antwort ist: langsam. Ich entwickle sie nie im Voraus, sondern beginne mit einem Namen und einer groben Vorstellung davon, wer sie sind. Während des Schreibens, manchmal über Jahre, entwickeln die Figuren mitunter so ein Eigenleben, dass ich sie am Ende kaum wiedererkenne. Die Figuren sind das Herzstück. Oft finde ich eine wunderbare Wendung oder eine emotionale Szene, aber sie werden nur deshalb so packend, weil mir die Figuren, die sie erleben, wirklich am Herzen liegen. Ich wusste, Patch und Saint würden die Hauptfiguren des Buches sein, ihre Freundschaft und die Irrungen und Wirrungen ihrer beider Leben. Ich wusste, wir würden sie sehr gut kennenlernen. Aber um sie herum gibt es noch Misty, die von Patch am Anfang gerettet wird, Saints Großmutter Norma oder den Polizeichef Nix. Auch an deren Schicksalen sollen wir teilhaben. Die Dialoge sind ebenfalls von zentraler Bedeutung. Wir können aus der Art und Weise, wie jemand etwas sagt, genauso viel herauslesen wie aus dem, was er sagt. Also arbeite ich intensiv an Tonfall und Kadenz. So versteht man, was Saint fühlt, wenn sie ihre Stimme senkt, oder was in Patch vorgeht, wenn er einen Satz abbricht.

Ich glaube, meine Aufgabe als Geschichtenerzähler ist es, die Leser*innen etwas empfinden zu lassen, vielleicht nicht immer Liebe für die Figuren, aber doch Mitgefühl. Zu verstehen und mitzufühlen. Wenn ich das geschafft habe, dann bin ich glücklich.

LESEPROBE

Patchs Schlafzimmer war nicht mehr seins. Nicht die Kleidung, das Bettzeug und die Tapete. Nicht die Kommode, die Poster, die Piratenflagge und die alte Pistole, die Saint sich geborgt und wieder zurückgebracht hatte. Nicht einmal seine juckende Haut war noch die alte. Er wollte nicht, dass seine Wunden heilten, weil er fürchtete, es würden keine Narben zurückbleiben. Am Nachmittag, als er aus der Dusche stieg, kam seine Mutter ins Bad. Sie sah einen Körper, den sie nicht wiedererkannte, und er entdeckte eine Mischung aus Angst, Traurigkeit und auch ein wenig Ekel in ihrem Gesichtsausdruck. Wie die Polizisten, die Reporter und die anderen Kinder fragte auch sie sich, in wievielerlei Hinsicht er sich nun von ihnen allen unterschied. Später, als sie schlief, breitete er die Landkarte aus, die er auf dem Dachboden gefunden hatte. Darauf war das ganze Land in allen Einzelheiten verzeichnet, jeder Bundesstaat in einer eigenen Farbe, Rosatöne für Arkansas und Louisiana, Michigan war stahlgrau, Montana saftig grün. »Du kannst überall sein«, sagte er. Draußen auf der Straße schlich er sich am Transporter eines Nachrichtensenders vorbei und fragte sich, wie eine Nacht so hell sein konnte. Vor dem Kino, dem *Palace 7*, in der Main Street, sah er Kinder aus der Schule Schlange stehen. Er sah die jungen Paare und Familien hinter den Fenstern von *Lacey's Diner*, betrachtete alles wie durch ein langes Fernrohr, als wäre er hundert Meilen weit entfernt. Und dann entdeckte er sie. Sie stand bei ihrer Gruppe. Er wollte sich gerade in Bewegung setzen, sich vom Schauplatz des Geschehens entfernen, als Misty Meyer aufblickte. Instinktiv ging er auf sie zu, seine Beine bewegten sich gegen seinen Willen. Sie ließ Chucks Hand los und lief ihm entgegen. Mitten auf der Straße stieß sie in unvermindertem Tempo auf ihn, schlang ihre Arme um ihn und vergrub ihr Schluchzen an seiner Schulter.

Als sie in seinen Armen zitterte, spürte er, wie leicht sie war. Autos rollten vorbei, hupten, aber die beiden merkten es nicht. Misty hielt sein Gesicht in Händen und starrte ihn an, als wären sie sich nicht fremd, als hätten sie schon damals miteinander gesprochen. Sie trug ein weißes Kleid und Sandalen und roch dabei so lieblich, dass ihm beinahe der Atem stockte. Wieder rauschte ein Auto vorbei. Dann schob Chuck Misty von der Straße, zog sie fest an der Hand. Sie drehte sich zu Patch um, fixierte ihn wie einen Geist, den nur sie allein sehen konnte. Patch sah ihr nach. Schluchzend ließ sie sich von Chuck zum Kino zerren, dann wendete Patch sich ab und ging langsam durch die Stadt, begrüßte die Schatten und wusste, das Leben würde weitergehen, so wie es vorher weitergegangen war. Er sah Saint nicht vor Greens Supermarkt stehen. Er hörte sie nicht rufen, weil sie nur ein Flüstern hinbekam. Er merkte nicht, dass sie ihm in einigem Abstand folgte, bis er sicher zu Hause war, die Tasche mit der Steinschleuder über der Schulter. Er griff nach dem Stapel Zeitungen, der hoch aufgetürmt auf dem Treppenabsatz lag. Er arbeitete, ohne auf die Schlagzeilen zu achten. JUNGE VERMISST Er verklebte die Fenster mit Zeitungsseiten, eins nach dem anderen, bis nicht einmal mehr die geringste Andeutung von Monta Clare in sein Zimmer drang. Dann schloss er die Tür und stopfte Bettzeug in den Spalt darunter, zog die Matratze vom Bett auf den Boden. Er würde niemandem verraten, dass er zurückwollte. Sie würden es nicht verstehen. Erst als es vollkommen dunkel war, legte er sich hin. Und streckte seine Hand nach ihr aus.



ERST ALS ES VOLLKOMMEN DUNKEL WAR, LEGTE ER SICH HIN.

Saint sah ihn in dieser ersten Woche nicht. Jeden Morgen stand sie vor dem alten Haus in der Rosewood Avenue und wartete, starrte auf sein abgeklebtes Fenster, manchmal schlich sie sich in den Garten und setzte sich auf einen verrosteten Stuhl. Ivy kam heraus und strich ihr übers Haar, erklärte ihr, er schlafe, er sei müde. Saint verbrachte Stunden damit, eine Piratenkarte zu basteln, sie zeichnete Mast und Schiffskörper, entwarf die Takelage und eine Galionsfigur, die aussah wie Patch, hielt dann aber schließlich doch alles für Babykram und warf es in den Müll. Sie hielt durch in der Schule, ertrug die geflüsterten Gerüchte, Patch sei entstellt zurückgekehrt, der böse Mann aus dem Wald von Ames hätte ihm sein einziges Auge ausgestochen, und nun sei er blind. Misty sprach sie in der ersten Stunde an.

»Wie geht es ihm?«, fragte sie.

Saint antwortete nicht. Am liebsten hätte sie gelogen und gesagt, er sei noch nicht bereit, jemanden außer ihr selbst zu sehen, und dass sie über alles Geschehene Bescheid wüsste, es ihr nur nicht zustehe, darüber zu sprechen.

»Soll ich ihm einen Strudel backen?«, fragte Misty. Saint wusste nicht, was ein Strudel war.

Jeden Tag nach der Schule holte Jimmy Walters sie ein, pflückte Wiesenblumen für sie, die sie verlegen entgegennahm, bis er endlich verschwand und sie die Blumen bei Baxters über den Gartenzaun werfen konnte.

»Danke, dass ich dich ein Stück begleiten darf«, sagte er.

Sie zuckte mit den Schultern.

»Wir könnten ja mal wieder zusammen gehen«, schlug er vor.

Sie runzelte die Stirn.

»Wollen wir uns ins Gebüsch schlagen?«

»Spinnst du?«, fragte Saint.

Jimmy merkte, wie missverständlich seine Bemerkung war und lief dunkelrot an. »Ich wollte nicht ... ich meine, drüben im Sumpfland ...«

»Und da soll ich mit dir ins Gebüsch?«

Jimmy schwitzte und lockerte seinen Kragen. »Ich meinte: auf die Lauer legen ... Biber beobachten. Ich könnte dir helfen und ein paar Fotos machen.«

Saint blies die Wangen auf.

Jimmy sah gen Himmel, dann auf seine Schuhe.

Saint musste schmunzeln. Sie betrachtete sein Gesicht, so offen und ehrlich und entsetzt, und lachte so heftig, dass sie sich den Bauch halten musste und Jimmy kaum etwas anderes übrigblieb, als sich den Schweiß von der Stirn zu wischen und mitzulachen. Als sie sich beruhigt hatte, schloss sie die Augen vor dem Licht der Nachmittagssonne und konnte sich nicht mehr erinnern, wann sie das letzte Mal gelacht oder etwas anderes empfunden hatte als das Elend des vergangenen Jahres.

Saint wurde auf die Polizeiwache bestellt, wo Nix ihre kleine Hand fest schüttelte, ihr eine Urkunde und einen Scheck über zweitausend Dollar überreichte. Daisy Creason fotografierte es. Ihre Großmutter kaufte Abzüge beider Bilder und heftete sie in einen Ordner prall voll diskretem Stolz.

Saint schickte ihre Großmutter los, um den Scheck einzulösen.

An jenem zweiten Montag kam sie ein bisschen früher, schob alles bis auf den letzten Dollar in einen Umschlag und steckte ihn bei Patch und seiner Mutter in den Briefkasten.



DU BIST GANZ SCHÖN MUTIG GEWORDEN, ALS ICH WEG WAR.

Neben der Mülltonne fand sie eine Kiste mit Patches ordentlich zusammengefalteter Piratenflagge. Sie fischte sie heraus und entdeckte die antike Schatztruhe mit den goldenen Dublonen darunter.

Dann hörte sie, wie die Tür zur Straße aufging, drehte sich um und sah ihren Freund.

Sie lächelte.

Er trug eine Jeans, ein schlichtes marineblaues T-Shirt und war viel zu dünn.

»Was ist das alles?«, fragte sie.

»Ich bin kein Pirat mehr.«

Sie betrachtete den Abfall. »Die Pistole ist nicht dabei.«

»Die war ein Geschenk.«

Saint fühlte sich ein bisschen leichter.

Schweigen begleitete die beiden auf dem Weg zur Schule. Saint versuchte, es zu brechen, mit Berichten über das Rätsel der verschwundenen Bienen und einen Auffahrunfall zwischen einem Olds und einem Chevy, dessen Zeugin sie geworden war, und in dessen Folge die beiden Fahrer ausgestiegen und sich gegenseitig angebrüllt hatten. Sie erzählte, ihre Großmutter würde keine Woodbines mehr rauchen, sondern sei auf Virginia Slims umgestiegen, Sammy habe sich aus Versehen betrunken aus seiner Kunstgalerie ausgesperrt und eine Fensterscheibe eingeschlagen, um wieder hineinzukommen, sich nach dem Aufwachen am nächsten Morgen aber nicht mehr daran erinnert und Chief Nix einen Einbruch gemeldet.

Sie holte kaum Luft, doch wenn sie es tat, fielen ihr sein Gang und seine Haltung auf, irgendwie war er

stiller, hielt das Kinn ein bisschen tiefer, und war mit den Gedanken weit weg von ihr und dem Unsinn, den sie von sich gab. Er lächelte nicht mehr.

Am Tag nach seiner Rückkehr war sie mit ihrem Fahrrad zur Bücherei gefahren und hatte sich ein Buch über Traumata und posttraumatische Belastungsstörungen geliehen. Sie hütete sich davor, ihn auszufragen, sie wusste, dass er vermutlich unter Alpträumen, Flashbacks und vielleicht sogar Fehlwahrnehmungen litt. Wut und Scham gleichzeitig empfand. Sie hatte Nächte lang gelesen und war bereit alles zu tun, was nötig war, ganz egal was.

»Ich muss einen Wagen stehlen«, sagte er.

Dazu war sie nicht bereit.

Mit gesenktem Kopf ging er durch den Klassenraum, hob den Blick nicht vom frisch gewienerten Boden. Er setzte sich ganz hinten hin, war taub gegenüber dem Getuschel der anderen. Die Lehrer riefen ihn nicht auf, fragten nicht, warum er fünfzig Minuten lang reglos sitzen blieb, ohne auch nur einen Stift in die Hand zu nehmen.

Der Direktor bestellte ihn zu sich und fragte, wie es ihm ging, sprach über Krieg und darüber, dass Angst und Tapferkeit einen Mann erst ausmachten. Er solle seine Erfahrungen als Chance betrachten. Patch verließ das Büro und die Schule, ging zur Main Street und sah Mr und Mrs Rogers auf dem Weg zum Frühstück bei *Lacey's Diner*. Er zog den Ersatzschlüssel unter der Matte vor ihrer Haustür hervor, stahl sich in ihr schmuckloses Zuhause und klaute den Schlüssel zu ihrem senffarbenen Aspen. Als er auf dem cremefarbenen Ledersitz am Steuer saß, starrte er durch die Windschutzscheibe auf sein eigenes Zuhause.

Unzählige Male hatte er den Fairlane seiner Mutter die Auffahrt hinaufgeschoben, jetzt legte er den ersten Gang ein und ließ den Wagen der Rogers' langsam die Straße hinunterrollen.

Er fuhr zur Leihbücherei in Panora. Eine alte Dame spähte über die Ränder ihrer Brille, lächelte gnädig

und bot ihre Hilfe im Umgang mit dem Mikrofiche-Archiv an. Der Bildschirm war groß, das Gehäuse schwer, und die Buchstaben waren leicht unscharf. Zwei Stunden lang durchforstete er Vermisstenmeldungen in sämtlichen Zeitungen im Umkreis von tausend Meilen, nach Datum sortiert. So viele waren verschwunden und niemals wieder aufgetaucht, niemand war je gefasst oder angezeigt worden. Manchmal waren Nachfolgeartikel erschienen, und Patch begriff, was das alles nach sich zog. Eltern blieben in ihrem geteilten Leid nicht zusammen, nahmen ihre Verzweiflung mit in neue Partnerschaften, die sie damit vergifteten, oder sie versuchten, ihren Schmerz im Alkohol zu ertränken.

Betroffen waren sehr viel mehr Mädchen als Jungen, das Verhältnis fünfzig zu eins. Äußerlich unterschieden sie sich, waren aber doch alle gleich. Alle waren jung, die meisten zu jung, um zu begreifen, dass sie schon von Geburt an Zielscheiben waren und die Eigenschaften, die sie dazu machten, sich im Lauf der Zeit immer deutlicher ausprägen würden.

Saint schob sich auf den Platz neben ihm.

Gerüche nahm er jetzt stärker wahr.

Blumen, Erde und Drogerieseife.

»Meine Großmutter kommt auf ihrer Strecke hier vorbei«, sagte sie.

Er starrte auf die Titelseite des Morning Star. In dem Artikel ging es um Callie Montrose. Sie lächelte auf dem leicht unscharfen Schwarz-weiß-Bild, stützte ihr gesamtes Gewicht auf einen Fuß, schob die Hüfte zur Seite.

»Wurde sie nach mir entführt?«, fragte Patch.

»Das Mädchen ... Grace, wann ist sie gekommen?«

Er wusste es nicht.

»Callie Montrose. Vielleicht ist sie das«, sagte Saint.

Er schrieb sich den Namen auf, als könnte er ihn sonst vielleicht vergessen.

Patch ging zum nächsten Foto über, betrachtete ein dreizehnjähriges asiatisches Mädchen. Zwei Seiten weiter fand er Aufnahmen von ihrer Beerdigung.

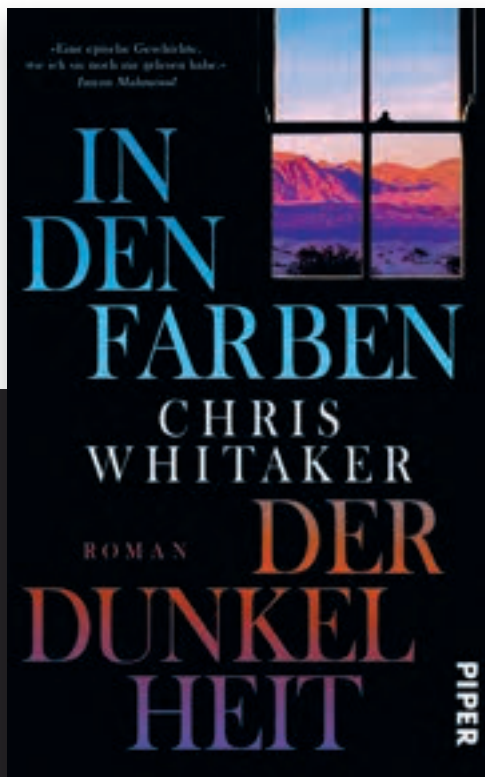
»Du warst an dem Tag im Wald«, sagte er.

Sie nickte.

»Und hast du den Colt deines Großvaters gestohlen?«

Wieder nickte sie.

»Du bist ganz schön mutig geworden, als ich weg war«, sagte er und drehte sich endlich zu ihr um.



31.
MAI
2024

CHRIS WHITAKER

IN DEN FARBEN DER DUNKELHEIT

Roman

Aus dem Englischen von Conny Lösch

Hardcover mit Schutzumschlag

592 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07153-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



berlin VERLAG

AUSGEWÄHLTE STATISTIKEN ZUM 30-JÄHRIGEN JUBILÄUM DES BERLIN VERLAGS 2024

(Frei nach *Schotts Sammelsurium*, einem der
erfolgreichsten Longseller des Hauses)

ADRESSEN DES BERLIN VERLAGS SEIT 1994

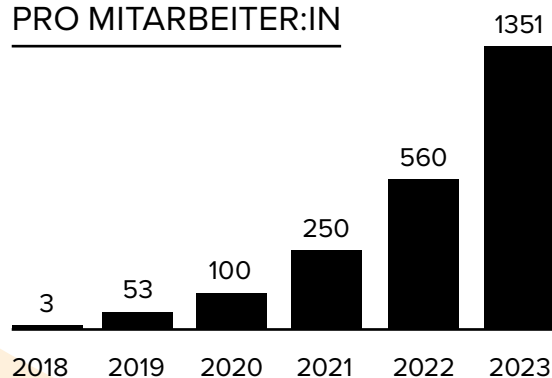
- Greifswalder Straße 207,
10405 Berlin (Prenzlauer Berg)
- Hedemannstraße 14,
10969 Berlin (Kreuzberg)
- Damaschkestraße 4,
10711 Berlin (Charlottenburg)

DIENSTREISEN NACH MÜNCHEN

a) von April 2012 bis März 2020
per Bahn: 254 | per Flugzeug: 570

b) seit März 2020
per Bahn: 25 | per Flugzeug: 0

IN VIDEOKONFERENZEN VERBRACHTE STUNDEN (GEFÜHLTER WERT PRO MITARBEITER:IN)



DURCHSCHNITTLICHER SEHKRAFTVERLUST PRO MITARBEITER:IN SEIT 2018 (IN DIOPTRIEN)



MENGE DER IM HAUS LEGAL KONSUMIERTEN BEWUSSTSEINERWEITERNDEN SUBSTANZEN SEIT VERLAGSGRÜNDUNG



Kaffee:
3.000.024 Liter



Milch
(unverdünnt):
3 Liter



Tee:
1.244.000 Liter



Schokolade:
> 240 Tonnen



Alkohol:
k. A.

UNSERE BESTSELLER-AUTOR:INNEN 2023

- Anne Berest
- Michel Friedman
- Ronen Steinke

UNSERE „HAUSKANTINEN“ ÜBER DIE JAHRE

- **Café Aromas,**
Marienburger Straße
- **Al dente,**
Greifswalder Straße
- **Brot & Rosen,**
Am Friedrichshain
- **Wilhelm & Medné (†),**
Hedemannstraße
- **Café Westend (†),**
Friedrichstraße
- **Mama Cook,**
Hedemannstraße
- **Café Roberta,**
Lehniner Platz
- **Kantine Schaubühne,**
Kurfürstendamm
- **Velvet Leaf (†),**
Damaschkestraße

MIT DEM LITERATUR- NOBELPREIS GEEHRTE AUTOR:INNEN AUS DEM VERLAGSPROGRAMM (Ø ALLE 6 JAHRE):

- Swetlana Alexandrowna Alexijewitsch
- Nadine Gordimer
- Abdulrazak Gurnah
- Alice Munro
- Olga Tokarczuk

MEISTGEKLAUTE BÜCHER AUS DEM ARCHIV IN DEN LETZTEN JAHREN

- **Abdulrazak Gurnah,**
Abtrünnig
- **Schotts Sammelsurium**
(2004 – 2012)
- **Zeruya Shalev,**
Schicksal
- **Pierre Jarawan,**
Ein Lied für die Vermissten
- **Margaret Atwood,**
Der Report der Magd (Graphic Novel)
- **Susanne Mayer,**
Die Kunst, stilvoll älter zu werden
- **Mariusz Hoffmann,**
Polnischer Abgang
- **Ronen Steinke,**
Vor dem Gesetz sind nicht alle gleich

VERLAGSHAUSTIERE



Hund



(zahme) Ratte (†)



(wilde) Maus (†)



Tauben



Fruchtfliegen (†)



Wespen (†)



ANN PATCHETT

DER SOMMER ZU HAUSE

Im Pandemie-Frühling 2020 kehren Laras drei Töchter eilig in ihr Elternhaus im ländlichen Michigan zurück. Bei der gemeinsamen Kirschernte im Sommer fragen sie die Mutter über Peter Duke aus, den Weltstar, mit dem Lara früher gemeinsam auf der Bühne stand. Die Töchter wissen, dass Peter einst Laras große Liebe war. Aber wie und wo kam in der ganzen Geschichte eigentlich ihr Vater ins Spiel?

War er »schuld« daran, dass aus der so vielversprechenden Schauspielerin eine Farmersfrau wurde?

Durch Laras Erzählung sehen die drei jungen Frauen ihre Mutter in einem ganz anderen Licht und beginnen, auch ihre eigenen Lebensentwürfe zu überdenken. Mit ihrem bewegenden Familienroman erweist Ann Patchett sich einmal mehr als eine der besten zeitgenössischen Autor:innen Amerikas.



LESEPROBE

Unsere drei Mädchen waren jetzt alle wieder zu Hause. Emily ist nach ihrem Collegeabschluss zu uns zurück auf die Farm gekommen, während Maisie und Nell, beide noch in der Ausbildung, seit März wieder hier sind. Es war ein banger Frühling für die Welt, obwohl er von unserem Küchenfenster aus nicht viel anders wirkte als jeder andere Frühling im Norden von Michigan: nass und regnerisch und kalt, gefolgt von einem schweren, späten Schneefall, einer plötzlichen Wärmeperiode, und dann das Schauspiel von blühenden Bäumen. Emily und Maisie und Nell beachtetten die Bäume nicht und zogen es vor, sich stattdessen mit Nonstop-Nachrichtenkonsum verrückt zu machen. Ich habe schließlich durchgesetzt, dass die Glotze abends aus bleibt, denn nach dem Fernsehen können wir alle nicht schlafen. »Wenn man in die eine Richtung schaut, wirkt alles hoffnungslos und verzweifelt«, sage ich zu ihnen. »Schaut man dagegen in die andere Richtung ...« Ich deute auf die Explosion weißer Blüten draußen vor dem Fenster.

»Du kannst doch nicht so tun, als wäre weiter nichts«, sagt Maisie.

Sie hat Recht, und das tue ich auch nicht. Doch ich werde auch nicht so tun, als würde es mich nicht mit Freude erfüllen, dass wir hier alle zusammen sind. Schon klar, Freude ist dieser Tage eher unangebracht, aber sei's drum, man fühlt, was man eben fühlt.

Als wir in den Sommer übergangen und die Blütenpracht von Früchten abgelöst wurde, verschoben sich unsere Umstände von *hier sind unsere Töchter, und wir freuen uns so, sie bei uns zu Hause zu haben gerade hier sind unsere Töchter, die ihre gesamte Kindheit über Kirschen gepflückt haben und sich mit dem Job auskennen, während uns dieses Jahr nur ein Bruchteil unserer regulären Saisonarbeitskräfte zur Verfügung stehen*. Es war ihr Vater, der die auf den Sitzmöbeln herumhängenden, mit ihren Handys beschäftigten Mädchen als die Feuerwehr identifizierte, die er dringend benötigte.

»Ich bin ans College gegangen, um keine Kirschen pflücken zu müssen«, sagte Nell.

»Das College ist geschlossen«, sagte Joe. »Das College kann dich jetzt nicht beschützen.«

(...)

Ich schaue auf meine Uhr. Man vergisst leicht, wie spät es schon ist, weil die Sonne im Sommer so ewig lang am Himmel steht. »Mehr High School mute ich euch nicht zu«, erkläre ich den Mädchen.

»Aber was ist mit dem Theaterstück?«, fragt Emily, die ihre unmöglichen Beine über die Sofarückenlehne gehakt hat. Emily konnte noch nie auf Möbeln sitzen wie ein normaler Mensch. Den Kampf habe ich bereits verloren, als sie noch klein war. Wer auch immer ihren inneren Kompass eingebaut hat, hat den Magnet verkehrt herum platziert.

»Über das Stück weißt du doch Bescheid, und außerdem kommt es noch öfter vor. Wir müssen uns unsere Kräfte einteilen.«

»Was ist aus Veronica und Jimmy-George geworden?«, fragt Maisie. »Von keinem der beiden habe ich je ein Wort gehört.«

»Wir haben uns aus den Augen verloren.«

Maisie schnaubt abfällig. »Man kann sich nicht aus den Augen verlieren.« Sie zieht ihr Handy aus der Tasche ihrer Shorts und wedelt es vor mir herum wie eine wundersame neue Erfindung. »Wie heißen sie mit Nachnamen?«

Ich sehe sie an und lächle.

»Du kannst uns wenigstens verraten, welche von euch am Ende bei ihm gelandet ist«, sagt Nell.

»Wir sind alle bei uns selbst gelandet.«

Die Mädchen stöhnen, alle drei, wie aus einem Munde. Es ist ihr bester Trick.

Emily streckt die Hand aus und zupft an meinem Shirt. »Gib uns irgendwas.«

In wenigen Stunden müssten wir im Obstgarten sein. Wenn sie nicht bald schlafen gingen, würden sie morgen zu nichts zu gebrauchen sein, aber das konnte man ihnen unmöglich sagen. Mittlerweile lassen sie sich überhaupt nichts mehr sagen. »Das Stück war ein großer Erfolg. Geplant waren sechs Aufführungen, und am Ende wurden es zehn. Ein Reporter kam aus Concord vorbei und hat uns im *Monitor* rezensiert.«

In der Zeitung prangte ein großes Bild von mir.

Meine Großmutter kaufte gleich fünf Exemplare. Ich habe sie nach ihrem Tod gefunden, ganz unten in ihrer Decktruhe.

Nell fragt, wer den Spielleiter gespielt hat. Nell ist Schauspielerin. Sie muss alles komplett vor sich sehen können.

Der Spielleiter. Es hatten so viele Spielleiter vorgeschprochen. Ich muss kurz nachdenken. »Marcias Vater.«

»Und Jimmy war George?«, fragt Emily.

»Jimmy war ja wohl eindeutig George«, sagt Maisie.

»Jimmy war George«, sage ich.

»War er als George so gut wie Duke?«, fragt Emily. Oh, dieser Blick jedes Mal bei ihr, wenn sie Dukes Namen sagt. Wieder mal bereue ich es zutiefst, nicht von vornherein gelogen zu haben, durchgehend, über alles.

»Duke hat George nie gespielt.«

Maisie hebt eine Hand, um Einspruch einzulegen.

»Wer war er dann?«

»Er war Mr Webb.«

»Nein«, widerspricht Nell. »Nein. In Tom Lake? Duke war George.«

»Ich war doch dort. Ihr wart alle noch nicht auf der Welt.«

»Aber wir drei können uns unmöglich alle irren«, sagt Emily, als würde ihre Mathematik schwerer wiegen als mein Leben.

»Ihr habt es so als Erinnerung gespeichert, weil es die Geschichte besser macht, wenn Duke George war und ich Emily. Was nicht heißt, dass es auch so war.« Darüber denken sie ein Weilchen nach.

»Aber dann hat er ja deinen Vater gespielt«, sagt Maisie. Wie aufs Stichwort hin kommt in dem Moment ihr eigener Vater durch die Hintertür, die Hose ganz stachlig von Spreu. Hazel hebt den Kopf und bellt, bis Maisie sie zum Schweigen bringt. Hazel bellt bei jedem Mann, der hereinkommt.

»Arbeitskräfte«, sagt er zu uns und klatscht in die Hände. »Ab ins Bett mit euch.«

»Daddy, wir sind alt«, sagt Nell, die Jüngste. »Du kannst uns nicht einfach zu Bett schicken.«

»Der perfekte Sommerroman«

THE ATLANTIC

»Ann Patchetts Weisheit, wenn es um die Liebe geht, durchzieht jedes ihrer Bücher ... Sobald Sie »Der Sommer zu Hause« beendet haben, sollten Sie sie alle (noch einmal) lesen.«

WASHINGTON POST

»Eine fesselnde Erzählung über das geheime Leben von Eltern - und darüber, wie man inmitten eines langen Lebens sein Glück findet.«

TIME

»Ein ruhiges und beruhigendes Buch, ganz unaufgeregt. ... Nur ein Zyniker könnte widerstehen, sich auf eine schöne weiche Decke zu legen und Patchetts funkelndes Planetarium zu bestaunen.«

THE TIMES

»Eine sanfte, kluge Meditation über verlorene Liebe und Schicksal.«

GUARDIAN

»Fans von »Das Holländerhaus« und »Die Taufe« werden mit Ann Patchetts neuester romanhafter Erkundung von Liebe und Familiendynamik mehr als glücklich sein.«

HARPER'S BAZAAR

»Ann Patchett ... schreibt mit enormer Aufmerksamkeit für die sich verändernde Kultur unseres Landes und verliert dabei das Erzählen nie aus den Augen. Jedes ihrer Bücher verwendet eine traditionelle Erzählstruktur - Epos, Midrasch, Märchen - und überschreitet gleichzeitig die Grenzen dessen, was eine solche Erzählform enthalten kann, indem sie sie mit modernen menschlichen Anliegen, Triumphen und Tragödien anreichert.«

LOS ANGELES TIMES

»Die frühe Pandemie mit ihrer erzwungenen Intimität ist für Patchetts Vorhaben geradezu maßgeschneidert.

In »Der Sommer zu Hause« geht es darum, wie es ist, in einer komplizierten Familiensituation festzustecken. Es geht um das Gefangensein in der eigenen Rolle - in diesem Fall der Mutterschaft - und es geht um die Veränderungen, die sich im Lauf der Zeit und durch die Suche nach den guten Seiten dieser Beschränkung ergeben.«

THE NEW YORKER

»Eine schwärmerische, leuchtende Erinnerung an die Beständigkeit von Liebe und Glück in einer zerbrochenen Welt.«

OPRAH DAILY

Emily, unsere Farmerin, Emily, die all das hier übernehmen will, wenn wir alt sind, wirft einen Blick auf die Uhr.

»Worum geht's?«, fragt er, während er an der Tür seine Stiefel auszieht, ganz so, wie ich es ihm seit Jahren predige.

Die Mädchen wechseln einen Blick untereinander und sehen dann mich an.

»Um die Vergangenheit«, sage ich.

»Ah.« Er nimmt seine Brille ab. »Ich gehe duschen. Aber morgen früh keine Ausreden, ja.«

»Versprochen«, sagen wir alle.

Und so versuche ich, uns so schnell wie möglich durch die langweiligen Teile zu manövrieren.

Im letzten Schuljahr trat ich der Theater-AG bei. Ich spielte Annie Sullivan in *The Miracle Worker* mit einer sehr kleingewachsenen Siebtklässlerin namens Elyse als Helen Keller, der man einschärfen musste, nicht die Haut zu verletzen, wenn sie mich biss. Wir schleuderten uns gegenseitig kreuz und quer über die Bühne. Ich ging an die University of New Hampshire. Was ich mit meinem Leben konkret anfangen sollte, wusste ich als Studentin ebenso wenig wie schon an der High School. Modedesign wurde an der University of New Hampshire nicht angeboten, und um das Fach Chemie machte ich weiter einen großen Bogen. Zum Schulabschluss hatte meine Großmutter mir ihre geliebte alte schwarze Singer geschenkt, ein Schlachtross von einer Nähmaschine, und ich verdiente mir ein Taschengeld, indem ich die Cordröcke von Verbindungsstudentinnen kürzte. Die Tage waren angefüllt mit Britischer Literatur, Einführung in die Biologie und bergeweise Näharbeiten. Ich schlief in der Bibliothek ein, den Kopf seitwärts auf ein offenes Buch gebettet. Mit der Schauspielerei hatte ich nichts mehr am Hut.

Jedenfalls nicht bis zu meinem dritten Studienjahr, als mir an einer Pinnwand im Studentenzentrum ein Aushang ins Auge fiel: gesucht wurden Akteure für *Unsere kleine Stadt*. Ich war dort, um meinen eigenen Aushang anzupinnen: Stitch-It, Näharbeiten im Nu. Mein erster Gedanke war, dass es spaßig wäre, Leute für das Stück zu registrieren, und mein zweiter Gedanke war, dass ich für die Emily vorsprechen könnte.

Es wäre ein solches Vergnügen, diese Worte noch einmal zu sprechen, und ich verstand die Dimensionen, um die das eigene soziale Umfeld durchs Theater erweitert wurde. Selbst im dritten Studienjahr waren die meisten Leute, die ich am College kannte, noch dieselben, mit denen ich damals auf der High School war. Ich wartete mit meiner Nummer draußen im Flur, im alten Wildcats-Sweater meines Bruders, der mir Glück bringen sollte.

Glück, darauf kam es an.

Am Abend der dritten Aufführung saß Bill Ripley im Publikum. Er war ein großgewachsener Mann mit immerzu rot leuchtenden Wangen, dunkelhaarig und mit vorzeitig ergrauten Schläfen, die ihm einen Anstrich von Würde verliehen. Er saß mit seiner Schwester in der fünften Reihe, mit seinem voluminösen Wollmantel vor sich auf dem Schoß, weil ihm die Warteschlange vor der Garderobe zu lang gewesen war.

Nach Durham, New Hampshire verirren sich Talentscouts eher selten, und Ripley war auch kein solcher Scout. Er weilte zu Besuch bei seiner Schwester, die in Boston lebte, anlässlich ihres Geburtstags. Was sie sich von ihm gewünscht hatte, an Stelle eines Geschenks, war eine gemeinsame Fahrt hoch nach Durham, damit er seine Nichte, ihre Tochter Rae Ann, in der Rolle der Mrs Gibbs sehen konnte. Ripleys Schwester war der Ansicht, dass ihre Tochter Talent hatte, und sie fand, ihr Bruder sei es ihr schuldig, sie sich wenigstens einmal anzusehen, rein höflichkeitshalber.

Ich hatte Ripleys Nichte vor dem Stück nicht gekannt, und auch nach zahlreichen Proben und drei Aufführungen hätte ich nicht behaupten können, sie zu kennen. Sie spielte meine Schwiegermutter, und da sie es wie alle anderen Mädchen, die in der Produktion mitwirkten, ursprünglich auf die Rolle der Emily abgesehen hatte, neidete Rae Ann mir meinen Erfolg im Stillen. Immerhin war sie als Mrs Gibbs besetzt worden, das sprach für sie, und dass sie in der Rolle vollkommen flach war, konnte man ihr schwerlich zum Vorwurf machen. Für eine Neunzehnjährige, ausgenommen vielleicht Meryl Streep, ist es wirklich nicht leicht, als Mutter mittleren Alters zu glänzen, die auf der Bühne pantomimisch Hühner füttert. Ripley war zu etlichen Zugeständ-

nissen bereit, und dennoch wandte er ihr nie den Blick zu. Nach der Aufführung umarmte er sie und sagte, sie sei großartig gewesen, ehe er sie mitsamt ihrer Mutter zur Ensemblefeier schickte und sagte, er würde in Kürze nachkommen. Dann lungerte er mit seinem Mantel im Flur herum, bis ein Mädchen vorbeikam, bei dem er sich erkundigte, wo er die Emily finden könne.

1983 war eine Welt, die unmöglich zu erklären ist. Ein fremder Mann im Anzug klopfte an die Garderobentür, ehe ich dazu gekommen war, mich umzu- kleiden, ich trug also noch mein Kostüm, und als ich die Tür einen Spalt weit öffnete, sagte er, er würde gern mit mir reden, ob wir wohl kurz irgendwo hingehen könnten, wo wir ungestört seien? Klar, sagte ich, wie ein Kind, das Anweisungen von einem Erwachsenen entgegennimmt, und so war es im Grunde auch. Es gab einen kleinen Übungsraum weiter hinten im Gang, mit einem Klavier darin, einer Couch und einigen Klappstühlen. So spät, das wusste ich, wäre dort niemand. Ich öffnete die Tür und tastete an der Wand aus kaltem Betonschalstein nach dem Lichtschalter. Was dachte ich mir bloß dabei? Das ist der Teil, den ich nicht zu rekonstruieren vermag. Aber in dieser Geschichte ging es ums Glückhaben, zumindest in den frühen Jahren, und meine Glückssträhne hielt weiter an. Bill Ripley war nicht gekommen, um zu vergewaltigen oder zu zerstückeln. Er überließ mir die Couch und setzte sich auf einen der Klappstühle. Er sei Produzent, erklärte er mir. Sie besetzten gerade einen neuen Film, und es gäbe einen Part für ein Mädchen, einen sehr bedeutenden Part sogar, aber dafür hätten sie noch niemanden gefunden. Sie würden schon länger nach einer passenden Schauspielerin suchen, bisher allerdings ohne Erfolg.

Ich nickte und wünschte mir im Stillen, ich hätte die Tür offengelassen.

»Sie könnten das Mädchen sein.« Er blickte mich durchdringend an, und da ich gerade erst von der Bühne gekommen war und mich nicht sonderlich schüchtern fühlte, starrte ich unerschrocken zurück. »Was ich damit sagen will, ich bin mir ziemlich sicher, dass Sie es sind. Sie müssten dazu nach Los Angeles kommen, für Probeaufnahmen. Können Sie das einrichten?«



**WAS ICH
DAMIT
SAGEN WILL,
ICH BIN MIR
ZIEMLICH
SICHER, DASS
SIE ES SIND.
SIE MÜSSTEN
DAZU NACH
LOS ANGELES
KOMMEN,
FÜR PROBE-
AUFNAHMEN.
KÖNNEN
SIE DAS EIN-
RICHTEN?**

»Ich war noch nie in Los Angeles«, sagte ich, doch was ich eigentlich sagen wollte, war, dass meine Familie einmal zur Spring Break nach Florida gereist war, und das war meine bisher einzige Flugreise gewesen.

Er schrieb eine Nummer auf die Rückseite einer Visitenkarte und sagte, er sei zurzeit bei seiner Schwester in Boston zu Besuch, und dass ich ihn morgen früh um neun anrufen solle.

»Um neun sitze ich im Seminar.« Ich merkte, wie ich in Emilys langem, weißem Kleid zu schwitzen anfing. Er sah rasch auf die Uhr. »Sie werden sich schon fra-

gen, wo ich bleibe.« Er stand auf und reichte mir die Hand, also schüttelte ich sie. »Das sollte vorerst besser unter uns bleiben«, sagte er. und »Morgen«, und ich sagte, »Morgen«, wie eine Art Papagei.

Was mich in jener Nacht in meinem Wohnheimzimmer vom Schlafen abhielt, war nicht etwa die Frage, ob ich die Rolle wohl bekommen würde. Vielmehr dachte ich darüber nach, wie viele Vierteldollarmünzen ich für ein Telefonat nach Boston zur teuersten Tageszeit benötigen würde, und wo ich genügend von diesen Münzen auftreiben könnte. Außerdem überlegte ich, wie viele Hosen ich säumen müsste, um das Geld für ein Flugticket nach Los Angeles aufzubringen, und dazu noch die Kosten für das Taxi vom Flughafen und das Hotel.

Für all das wurde natürlich gesorgt, wenn auch nicht so schnell, wie man annehmen sollte. Bill Ripley kümmerte sich um alles, zumindest für eine Weile. Ich hatte mich so lange Zeit nicht entscheiden können, was ich mit meinem Leben anstellen sollte, dass er sich schließlich einschaltete und mir die Entscheidung abnahm. Ich würde Schauspielerin werden.

(...)

»Also, Mr Ripley hat dich zum Vorsprechen für einen Film eingeladen«, drängt Emily, sobald wir vier in einer Baumreihe Kirschen pflücken, mit Eimern, die wir umgehängt haben. Ich schnippe eine winzige grüne Raupe fort. »Warum erzähle ich euch das eigentlich?«

»Weil es dir um das Gesamtbild geht«, sagt Nell. »Um uns all das zu erzählen, was du uns bisher vorenthalten hast.«

»Du solltest zurück ins Haus und dir einen Hut holen«, sage ich zu Nell.

Sie betastet verwundert ihren Kopf. Sie war noch nicht richtig wach, als sie das Haus verlassen hat.

»Mache ich. Gleich in der ersten Pause.«

Bei jenem Telefonat, das mich sieben Dollar fünfundachtzig kostete und schuld daran war, dass ich

zu spät zu Amerikanischer Geschichte kam, wollte Ripley mir vor allem mitteilen, dass er befürchte, seine Nichte könne herausfinden, dass er mich zum Vorsprechen einlud. »Von diesem speziellen Film weiß meine Schwester nichts. Sie wäre nicht erfreut, wenn sie erführe, dass es eine Rolle für jemanden in Rae Anns Alter gibt und ich diese Rolle mit einem Mädchen besetze, das neben Rae Ann auf der Bühne gestanden hat.«

Hatte er mir eine Rolle gegeben? Ich fragte nicht nach.

Ripley-Believe-It-or-Not bat um die Telefonnummer meiner Eltern, die ich ihm auch gab, und während ich mir noch ausrechnete, wie viele Röcke ich nähen müsste, um die Reise bezahlen zu können, kaufte mir die Produktionsgesellschaft ein Flugticket. Ich war schon zwanzig, aber Ripleys Assistentin regelte alles Notwendige mit meinen Eltern, weil ich kein Telefon hatte. Meine Eltern gingen davon aus, dass Ripley mich darüber informiert hätte, aber Ripley war nicht der Typ Mann, der sich mit Reiseplänen abgab. Als ich meine Großmutter anrief und fragte, ob sie mir das Geld borgen würde, fand ich heraus, dass das Problem bereits gelöst war. Meine Familie hielt es für eine wundervolle Idee, dass ich mitten im Semester das College schwänzte, um auf Geheiß eines Wildfremden nach Kalifornien zu fliegen. Ich selbst fand es auch ziemlich klasse, nicht, weil ich davon träumte, Schauspielerin zu werden — dieser Teil der Gleichung war für mich noch nicht zugänglich —, sondern weil es sich anfühlte, als hätte ich endlich eine Richtung, die ich einschlagen konnte, und zwar gen Westen. Im März versinkt ohnehin ganz New Hampshire in Verzweiflung, einen besseren Zeitpunkt konnte es für die Reise also gar nicht geben. Als meine Großmutter die Neuigkeit erfuhr, setzte sie sich sofort an die Nähmaschine, um für mich eine, wie sie es nannte, Aussteuer für eine junge Nave zusammenzustellen: Kleider, Röcke, ein leichter Strandüberwurf, passend zu dem Badeanzug, den sie für mich bei L.L. Bean bestellte. Sie bewahrte mich davor, in diesem Kapitel bei der Landung in Los Angeles in Duck Boots und meinem dunkelgrünen Lodenmantel mit den Knebelknöpfen aus dem Flieger zu steigen.



03.
MAI
2024

ANN PATCHETT

DER SOMMER ZU HAUSE

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch
von Ulrike Thiesmeyer

Hardcover mit Schutzumschlag

416 Seiten

26,00 € (D) 26,80 € (A)

ISBN 978-3-8270-1503-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

STUMMER SCHREI

Der spektakuläre Auftakt zur neuen Reihe: Kriminalhauptkommissarin Eva Nyman ermittelt wegen Verbrechen im Namen des Klimas

Erst trifft es einen Konzernboss in der Stahlindustrie, dann einen Marketingmanager im Dienst der Autolobby: In Schweden töten selbst gebaute Bomben zwei Menschen, bevor der Attentäter Kontakt mit der Polizei aufnimmt – und mit mehr droht. Ein Klimaaktivist auf Abwegen, scheint es, der in seinen Briefen von Sünde, heiligem Zorn und Rache faselt. Nur Eva Nyman, Kriminalhauptkommissarin und Chefin eines eingeschweißten kleinen Teams, ahnt, dass mehr hinter den skrupellosen Taten steckt. Was sie verschweigt: In den Briefen finden sich Hinweise auf ihren alten Vorgesetzten Lukas Frisell. Doch kann Frisell wirklich der »Terrorbomber« sein, von dem alle reden? Nyman muss handeln, um einen dritten, noch viel verheerenderen Anschlag zu verhindern ...

ARNE DAHL



INTERVIEW

Arne Dahl im Gespräch mit seiner Lektorin

»Stummer Schrei« ist der erste Band Ihrer neuen Reihe um die Kriminalhauptkommissarin Eva Nyman und ihr tolles, modernes Team. Wer ist Eva Nyman?

Sie ist eine moderne, weltgewandte Ermittlerin mit der einen oder anderen Leiche im Keller. Eva Nyman hat mit den Besten der Besten zusammengearbeitet und leitet nun ihr eigenes Team, das anfangs gerade einen Leerlauf hat. Privat scheint sie mehr als einmal falsch abgebogen zu sein, aber was sie wirklich zu verbergen hat, können wir natürlich nur erahnen. Was wir wissen: Sie kommt einem möglichen Klimaterroristen in Stockholm auf die Spur, von dem sie so schnell nicht ablassen wird. Auch und gerade weil die Spur in ihre eigene Vergangenheit führt, zu einem der besagten Besten, mit denen sie früher zusammenarbeiten durfte. Und plötzlich findet sie sich in dieser Vergangenheit wieder, die sie ein für allemal hinter sich lassen wollte.

Und wie sieht es mit Eva Nymans Team aus? Wie haben Sie es entwickelt?

Das Team ist eine echte Eliteeinheit, so wie ich Elite verstehe: voller menschlicher Makel, die zu einem Gesamtbild beitragen, welches über das rein Professionelle hinausgeht. Vor einem Viertel Jahrhundert habe ich das A-Team entwickelt, das die Leser:innen und später auch die Zuschauer:innen wirklich angesprochen hat. Was ich seither in Bezug auf das Thriller-Schreiben dazugelernt habe, vor allem durch meine enger gefasste Reihe um Sam Berger und Molly Blom, wollte ich nun mit dem Kollektiv und diesem spannenden Team zusammenbringen. Und ich glaube, das ist mir mit der »Kerngruppe«, wie sie heißt, gelungen. Ich habe alle Teammitglieder wie Eisberge angelegt: Man sieht nur einen kleinen Teil der smarten, aber auch gezeichneten Sonja Ryd,

des energiegeladenen Shabir Sarwani, der souveränen Annika »Ankan« Stolt und des etwas getriebenen Anton Lindberg. Und doch ahnt man wohl ziemlich schnell, dass da mehr ist als das, was man mit bloßem Auge erfassen kann.

Was macht Ihre neue Reihe insgesamt aus? Gibt es ein verbindendes Element?

In meinen Augen sind es Kriminalromane mit einem Fokus auf den weltweiten Klimawandel. Vielleicht könnte man sie sogar als CliFi, kurz für »Climate Fiction«, bezeichnen. Diese Frage soll sich durch die ganze Reihe ziehen, ohne das alleinige Thema zu sein. Vielmehr sollen auch die anderen großen sozialen Fragen unserer Zeit vorkommen, Gangkriminalität etwa, diverse Gefahren für unsere Demokratie, Cyberkriminalität, Wirtschaftsspionage, der politische Triumph von Idioten und mehr – dies alles vor dem Hintergrund der Klimafrage, die omnipräsent sein wird. Am wichtigsten ist mir aber natürlich, dass meine Geschichten schlaue erzählt sind, mit so viel Kraft und Emotionen, so vielen überraschenden Wendungen und so unterhaltsam, dass Sie das Buch einfach nicht aus der Hand legen können – es sei denn, um kurz über das Gelesene nachzudenken ...

Wie entwickeln Sie Ihre Ideen für einen so fulminanten neuen Auftakt?

Das ist immer ein kleines Mysterium. Diesmal wollte ich, so viel ist sicher, ein klares Statement über unsere Zeit und den Zustand, in dem wir uns befinden, abgeben. Aber natürlich braucht es auch ein paar richtig gute Überraschungsmomente. Außerdem wollte ich die Geschichte auf eine etwas andere, neue Weise erzählen. Was mir am Ende hilft, ist die Beobachtung unserer Welt: Was geht in ihr vor, was bewegt uns?



WAS MIR AM ENDE HILFT, IST DIE BEOBACHTUNG UNSERER WELT: WAS GEHT IN IHR VOR, WAS BEWEGT UNS?

Sie schreiben zurückgezogen, in einer kleinen Hütte in den Stockholmer Schären, umgeben von Elchen, Hirschen und wenig anderem. Warum?

Ich musste mich immer aus der Gesellschaft und Zivilisation zurückziehen, um über sie schreiben zu können. Diese Distanz brauche ich einfach. Und natürlich die Einsamkeit, die Stille. Meine Hütte hat sich über die Jahre verändert, aber im Grunde ist es immer noch dieselbe, in der ich mit *Misterioso* meinen allerersten Krimi geschrieben habe. Das waren drei intensive Monate im Sommer. Nun habe ich meine Liebe zur Natur selbst aufgegriffen und in meinen Plot eingebaut. Und die Entwicklungen in der Welt innerhalb der letzten Jahre machen die Idee, die Zivilisation hinter sich zu lassen, wohl attraktiver denn je. In meinem neuen Krimi denkt eine meiner Figuren nicht nur darüber nach – sie steigt tatsächlich aus.

Seit über 20 Jahren werden Ihre Krimis bei uns und weltweit zu Bestsellern. Wie schaffen Sie es, sich immer wieder neu zu erfinden?

Wenn Sie mich fragen, liegt es neben einer nicht versiegenden Fantasie wohl auch an meiner Vergangenheit als Literaturwissenschaftler und der Tatsache, dass ich Zeit meines Lebens gelesen habe. Bevor ich Arne Dahl wurde, habe ich einige Bücher geschrieben, die keine Krimis oder Thriller waren. Und ich glaube, das hat den Grundstein gelegt für ein weit gefasstes Verständnis von Literatur. Kurz gesagt: Es gibt so viele Wege, eine gute Geschichte zu erzählen, und vielleicht verfüge ich über etwas mehr Handwerkszeug als andere Krimiautor:innen. Oder ich hatte einfach Glück!

LESEPROBE

4

Jedes Mal, wenn er von der Odengatan in die Dalagatan einbiegt, sieht er hoch zu dem Stock, in dem Astrid Lindgren gewohnt hat. Die Tatsache, dass sie dort oben gesessen und ihre vielen Kinderbücher geschrieben hat, verleiht dem ganzen Viertel eine kreative Aura. Und ab und zu empfindet Jesper Sahlgren seinen Schreibtisch, von dem man einen Blick über den Vasapark hat, als neues kreatives Zentrum des Viertels. Heute ist so ein Tag. Die Frühlingskampagne der Werbeagentur hat bereits erste Wellen geschlagen.

Ebendiese Kampagne hat Jesper Sahlgren an diesem Sonntagmorgen im Mai zu nachtschlafender Zeit aus dem Bett gejagt. Er hat seine Familie in der Vorstadtvilla in Täby weiterschlämmern lassen und ist mit seinem Tesla nach Stockholm gefahren. Die Stadt ist menschenleer. Auch noch um diese Uhrzeit, es ist 6:23 Uhr. Was ihm die Möglichkeit gibt, auf der falschen Straßenseite zu parken. Mit dem gezückten iPad Pro unterm Arm betritt er das Gebäude und läuft die Stockwerke hoch bis zu der imposanten Tür, auf der in hippen, kantigen Buchstaben »Luspank AB« steht. (...)

Sahlgren tippt den Türcode ein, starrt in den Irisscanner und hofft, dass er sich auf die SMS von gestern Abend verlassen kann. Und dass das Mädchen-für-alles, dessen Name ihm gerade nicht einfällt, sich tatsächlich von ihrem Zuhause in Vallentuna oder Märsta oder so aufgemacht hat, um das Paket mit den Probedrucken entgegenzunehmen.

Als die Panzertür endlich aufgeht, kann er kaum noch an sich halten. Während er mit schnellen Schritten durch das Großraumbüro geht, das er in der Pandemie schmerzhaft vermisst hatte, öffnet er auf dem iPad die Fotoserie mit geradezu kongenialen Aufnahmen der Vorsitzenden aller bürgerlichen Parteien an Tanksäulen.

Er platzt förmlich vor Neugierde, diese Kampagne endlich gedruckt zu sehen. Ohne seinen Blick abzuwenden, passiert er die Fenster, die zum Vasapark zeigen. Abgesehen vielleicht von einer unbedeutenden Bewegung, ein Schatten hinter einem der Bäume, wirkt auch die Welt dort draußen menschenleer.

Jesper Sahlgren hat seinen Arbeitsplatz erreicht, ein erleichtertes Seufzen hallt durch den Raum. Auf seinem Schreibtisch steht ein zylinderförmiges Paket. Er zieht den Moment künstlich in die Länge. Sein Blick fällt auf seine massive Armbanduhr. Sie zeigt 06:28.

Ein ganzes Jahr lang hat er gewartet, bis er endlich eine echte Omega Speedmaster Moonwatch Titanium bekam. Wahrscheinlich die schlag- und stoßfesteste Uhr der Welt. Diese Titanvariante trug Neil Armstrong damals am Handgelenk, als er auf dem Mond landete. Ein kleiner Schritt für einen Menschen, aber ein großer Schritt für die Menschheit, geht Jesper Sahlgren durch den Kopf. Dann öffnet er das Paket.

Als das Fernglas die Bewegungen im Gebäude einfängt, geht der Schatten hinter einem der Bäume in Deckung. Dann wird das Fernglas gesenkt.

Das Universum hört einen tiefen Atemzug, dem eine dumpfe Detonation folgt. Das Geräusch von bersertendem Glas zerreißt die morgendliche Stille. Etwas fliegt, wie ein Astronaut, durch die Luft und landet mit großer Wucht auf dem Rasen des Vasaparks.

Im Rasen des Vasaparks.

Der Schatten löst sich aus dem Schutz des Baumes und wendet sich ab von dem unförmigen Gegenstand, der aussieht wie ein qualmender, deformierter und verkohlter Fleischhaufen.

Das Einzige, was an einen Menschen denken lässt, ist eine Armbanduhr, die unbeirrt weiterläuft. Es ist 6:29 Uhr.

Auf dem Weg zu dem dicken Stapel Post auf ihrem Schreibtisch wirft Kriminalhauptkommissarin Eva Nyman einen kurzen Blick in den klassizistischen Spiegel. Er ist das i-Tüpfelchen ihres Versuchs, das trostlose Büro aufzupeppen. Aber es bleibt nicht bei dem kurzen Blick.

Eva Nyman hält sich in Sachen Privatleben gern bedeckt. So macht sie es seit fünfzehn Jahren, als alles den Bach runterging. Sie weiß, dass die meisten Kolleginnen aus ihr nicht schlau werden und nicht einschätzen können, auf welcher Seite der Fünfzig sie sich befindet. Deshalb hat sie nicht einmal ihrer besten Freundin erzählt, warum ihre Haare über Nacht grau wurden. (...)

Es wundert sie immer wieder, dass sie nach wie vor so viel Post erhält. Leben wir nicht im digitalen Zeitalter? Einer der Umschläge scheint ihre Fragen unterstreichen zu wollen.

»Wie ein Gruß aus einer anderen Zeit«, flüstert sie, als sie den Adressaufkleber mit der Schreibmaschinenschrift sieht: »Kriminalhauptkommissarin Eva Nyman, NOA, Polizeipräsidium, Stockholm«.

Mit einem Brieföffner schlitzt sie den Umschlag auf und holt ein dicht beschriebenes Blatt Papier heraus. Sie seufzt und überfliegt den maschinengeschriebenen Text. Ihr Blick bleibt an mehreren Formulierungen hängen. *Es wird Zeit, dass sich der göttliche Zorn über das verdorbene Land ergießt, auf dem einst Menschen lebten. ... Die sanfteste der Explosionen hat den Stahlmann schon über das gelbe Meer verteilt. ... Wir müssen die Schuldigen auf der anderen Seite der Ruinen des Verfalls ausfindig machen.* Ein ungewöhnlicher, fast poetischer Stil – aber es ändert nichts daran, dass der Brief in ihrem Papierkorb landet. (...)

Der Dienstag wird überschattet von den sonntäglichen Schlagzeilen. Die Explosion und die verbrannten Leichenteile, die bis in den Vasapark geflogen sind. Eva Nyman hat die Fotos gesehen. Der Fall gehört den Kollegen von der Kripo Stockholm. Ein großer Fall, beneidenswert groß. Der sogar schon die Landesgrenzen überschritten hat.

Aus welchem Grund würde jemand eine Werbeagentur in die Luft jagen wollen? An einem Sonntagmorgen?

Sie schüttelt den Kopf und überfliegt die Meldungen der Verbrechen des letzten Monats. Irgendetwas arbeitet in ihr. Sie kann es nicht richtig greifen, es ist eher das Gefühl, dass sie irgendetwas übersehen hat. Da stößt sie auf den Folgebericht zu einem Unfall, der vor ein paar Tagen angefertigt wurde und den Hergang vollkommen neu beschreibt. Aus einem zunächst angenommenen Leck im Benzintank wurde nach genauerer Untersuchung durch das Nationale Zentrum für Forensik ein Sprengsatz.

Eva Nyman hat schon weitergeblättert, als sie plötzlich innehält. Ein Detail macht sie stutzig.

Ein Rapsfeld.

Sofort schrillen die Alarmglocken.

Es dauert einen Augenblick. Rapsfeld. Das gelbe Meer. Der Stahlmann.

Wer war das Opfer bei der Explosion auf der Autobahn? Der Abteilungsleiter des Stahlkonzerns SSAB, der auf der Autobahn hinter Uppsala ein waghalsiges Manöver fuhr, dessen Wagen explodierte, in ein Rapsfeld raste und ausbrannte.

Eva Nyman denkt nach. Dann beugt sie sich nach unten und holt den Brief aus dem Papierkorb.

... Nehmt euch in Acht, ihr Nachfahren des Homo Sapiens. Es wird Zeit, dass sich der göttliche Zorn über das verdorbene Land ergießt, auf dem einst Menschen lebten. Die Sonnenstrahlen werden schon bald nicht mehr durch die Ruinen des Verfalls dringen und ihren Weg zu den Seelenlosen finden. Es hat begonnen. Die Uhr tickt nicht mehr von allein, sie muss mit Gewalt vorgestellt werden. Die Bremsklötze müssen beiseitigt werden, damit wir überleben können. Die sanfteste der Explosionen hat den Stahlmann schon über das gelbe Meer verteilt. Während diese Zeilen geschrieben werden, stürzt der größte Lügner in sein grünes Grab. Und schon bald wird sich der Höllensaal mit Schrecken füllen. Das ist erst der Anfang. Die Genesung hat gerade begonnen, wir müssen die Schuldigen auf der anderen Seite der Ruinen des Verfalls ausfindig machen. Nehmt euch in Acht, ihr Nachfahren des Homo Sapiens ...

Kriminalhauptkommissarin Eva Nyman schiebt sich die Lesebrille in die braungrauen Haare. Der Brief ist doch konkreter, als sie beim Überfliegen gedacht hat.



ICH GLAUBE, LUKAS FRISELL WILL, DASS ICH IHN JAGE.

Eine bedrohliche, apokalyptische Aufbauschung der üblichen Klimaargumente. Unsere Zeit ist abgelaufen, die Uhr tickt, aber nicht mehr von allein, die Bremsklötze müssen beseitigt werden ... Aber danach folgt eine Art kryptische Aufzählung der kürzlich begangenen Attentate? Eine Bombe hat den *Stahlmann* über das Rapsfeld verteilt. Auch die Überreste des *größten Lügners* – der Werber – wurden von einer Bombe in das grüne Grab im Vasapark geschleudert. Und das Gleiche wird wahrscheinlich auch für den *Höllensaal* gelten.

In naher Zukunft.

Was sie aber noch stütziger macht, ist die Zeitangabe: *Während diese Zeilen geschrieben werden.*

Eva Nyman legt den Brief beiseite, mustert den Umschlag und den aufgedruckten Strichkode. Dann greift sie zum Hörer und ruft bei Postnord an. Während sie wartet, gehen ihr zwei Fragen durch den Kopf.

Warum ist dieser Brief ausgerechnet an sie adressiert worden?

Die zweite Frage hängt mit einer ganz bestimmten Formulierung zusammen. Und in gewisser Weise hängen die beiden Fragen auch miteinander zusammen.

Die Ruinen des Verfalls. (...)

8

Als die beiden Kolleginnen Eva Nymans Büro betreten, steuert Sonja Ryd direkt auf die Sitzgruppe vor dem Fenster zu und lässt sich auf einen Sessel fallen, lehnt sich zurück und sieht sich um.

»Du hast wirklich ein Händchen für Inneneinrichtung.« Nyman lacht und setzt sich ihr gegenüber.

»Das war in der Tat eine Herausforderung«, sagt sie und zeigt auf die beige Raufasertapete.

Sie sehen sich schweigend an. Das ungleiche Freundsinnenpaar existiert, seit Eva Nyman Kommissarin geworden ist. Die beiden verbindet ein gegenseitiges, freundschaftliches Vertrauen. Die Kriminalhauptkommissarin in eleganter, die Kriminaloberkommissarin in schlecht sitzender Kleidung. Sie betreten einen Raum, in dem alles gesagt und gedacht werden darf, in dem die üblichen Hierarchien aufgehoben sind. Nyman ist um die fünfzig, Ryd ein paar Jahre jünger, aber auch dieser Altersunterschied löst sich auf. In diesen Momenten ist Eva Nyman mal nicht rätselhaft, auch für sich selbst nicht.

»Wolltest du mich nur abchecken, oder hast du einen geheimen Auftrag für mich?«, fragt Sonja und streicht sich energisch über die raspelkurzen Haare. (...)

»Die Ruinen des Verfalls.«

Ryd nickt.

»Die Formulierung kommt zweimal in dem Brief vor. Die einzige Wiederholung.«

»Ich wusste, dass es dir auffallen würde. Da ist ein sehr ungewöhnlicher Ausdruck. Und du hast einen ungewöhnlich guten Blick, Sonja. Habe ich dir eigentlich von meiner Anfangszeit als Polizistin erzählt?«

»Viel zu wenig.«

»Ich hatte einen Chef, der mir alles beigebracht hat, was ich heute kann. Er ist nach wie vor der beste Polizist, mit dem ich je zusammengearbeitet habe. Er hasste alles Digitale, sah nur die Risiken, nicht die Vorteile. Und ging damit zu weit. Er verwehrte eine Triangulation, um ein Entführungsoffer ausfindig zu machen. Das endete tödlich. Ein schrecklicher Tod. Und der Täter wurde nie gefasst.«

»Sprechen wir gerade von Liselott Lindman?«, fragt Sonja Ryd überrascht. »Das ist ein Klassiker. Ich hatte keine Ahnung, dass du etwas damit zu tun hattest?«

»Das Präsidium hat es von der Öffentlichkeit ferngehalten, und das Team löste sich auf.«

»Und dein Chef?«

»Er quittierte den Dienst.«

»Und was hat das mit der Sache hier zu tun?«

Nyman seufzt.

»Er war ein Naturfreak und Klimaaktivist. Und sein Lieblingsausdruck waren die *Ruinen des Verfalls*. Das waren seine Worte für unsere verdorbene Gesellschaft.«

»Nein, verdammt«, ruft Ryd. »Wenn das so ist, brauche ich alles, was du mir über ihn sagen kannst. Aber eine Sache vorweg: Warum schickt er das Manifest, oder wie wir das nennen wollen, ausgerechnet *an dich*? Standet ihr euch so nahe?«

»Ich war seine rechte Hand.«

»Und hast du das getan, was die rechte Hand eines Mannes so macht? Jetzt sag schon, Eva. Habt ihr gebumst?«

Nyman räuspert sich.

»Er war verheiratet und ein engagierter Polizist, der selbst aus schwierigen Verhältnissen stammt und beinahe Berufskrimineller geworden wäre. Seine Liebe zur Natur hat ihn davor bewahrt. Und ein sehr hartnäckiger Polizist, den er in einer der vielen Erziehungsanstalten kennengelernt hatte und der ihm den Kopf gewaschen hat. Er fing an, an einer Universität für Agrarwissenschaften und Umweltschutz zu studieren. Aber ich weiß nicht, an welcher. Das Studium hat er dann abgebrochen, um Polizist zu werden. Er hat seinen Kontakt in der Polizei aktiviert, und der hat geholfen, ihn an der Polizeihochschule unterzubringen, und wurde sein Mentor.«

»Mir scheint, dass es zwei Leute gibt, mit denen ich mich mal unterhalten sollte. Wie ging das mit ihm nach der Entführungskatastrophe weiter? Was macht er heute?«

»Das weiß ich nicht. Wir haben uns aus den Augen verloren. Ich glaube, er hat das Studium an der Uni wieder aufgenommen. Später habe ich das Gerücht gehört, er sei Prepper oder so etwas geworden. Ich habe ihn gegoogelt, aber es gibt keine Einträge über ihn. Er ist allerdings auch nicht als tot gemeldet.«

»Prepper? Dein Ernst? So ein Survivalist? Ein Überlebenskünstler, der im Wald lebt ohne Strom und fließend Wasser? Großes Misstrauen dem Staat und der Gesellschaft gegenüber?«

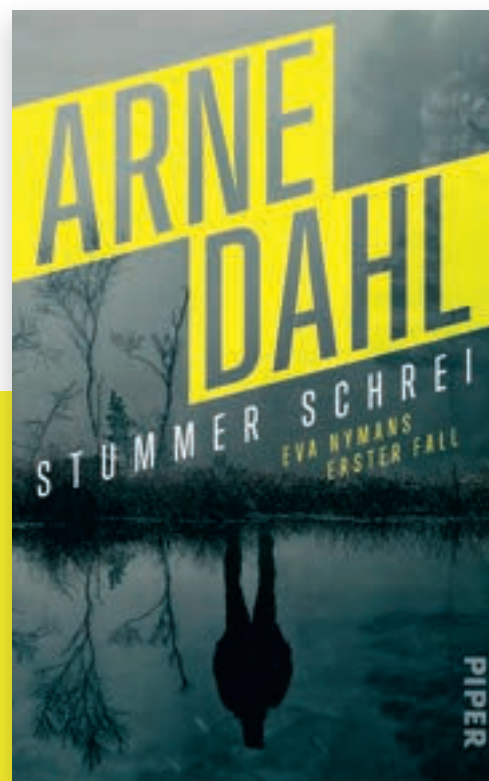
»Das ist bisher nur ein Gerücht. Versuch, so viel wie möglich herauszufinden.« (...)

»Ich werde deinen ehemaligen Chef finden«, sagt sie.

»Schon allein um herauszubekommen, ob ihr was miteinander hattet. Warum hat er den Brief an dich adressiert, Eva? An dieser Frage kommen wir nicht vorbei.«

Eva Nyman seufzt.

»Ich glaube, Lukas Frisell will, dass ich ihn jage.«



01.
FEB
2024

ARNE DAHL

STUMMER SCHREI

Eva Nymans erster Fall

Aus dem Schwedischen von

Kerstin Schöps

Klappenbroschur

464 Seiten

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-07241-0

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



DIE SCHLA- FENDEN

ANTHONY PASSERON

Anthony Passeron wurde 1983 in Nizza geboren und unterrichtet französische Literatur und Geisteswissenschaften an einem Gymnasium. Sein erster Roman »Die Schlafenden« wurde mit dem renommierten Prix Première Plume ausgezeichnet und sorgt aktuell international für Furore. Es ist die Geschichte seiner eigenen Familie und erzählt von der schrecklichen Aids-Epidemie in der südfranzösischen Provinz der Achtzigerjahre. Passeron verwebt darin die eigenen Erfahrungen mit der soziologischen Betrachtung und stellt seinen Onkel Désiré in den Mittelpunkt, dessen Leben die Familie auf schicksalhafte Weise veränderte.

INTERVIEW

Im Gespräch über seinen Roman »Die Schlafenden«

Gab es einen bestimmten Moment, der die Idee zu Ihrem Roman ausgelöst hat?

Ja, den gibt es vielleicht tatsächlich. Das geht wahrscheinlich auf meine Kindheit zurück, als ich die Show »Act-Up Paris« im Fernsehen gesehen habe. An diesem Tag erkannte ich, dass, im Gegensatz zu meiner Familie, einige Menschen in der Lage waren, ihre Aids-Erkrankung, ihren Kampf gegen den Virus in der Öffentlichkeit auszudrücken. Und ich fragte mich, warum wir in ein absolutes Schweigen verfallen waren. Mein Buch ist ein später Versuch, das Schweigen meiner Familie zu brechen, damit sie in die allgemeine Geschichte des Aids eingehen und Trost finden kann.

Wie haben Sie eine Form für diese sehr besondere Geschichte gefunden?

Als ich meine Familienangehörigen befragte, stellte ich fest, dass sie Schwierigkeiten hatten, ihre Kenntnisse dieser Krankheit genau zu datieren, sie wussten schlicht nicht mehr, wann sie welche Kenntnisse darüber besessen hatten. Als ich wissenschaftliche Dokumente durchsah, um diesen Mangel auszugleichen, entdeckte ich eine medizinische Geschichte, die mir genauso erzählenswert schien wie die meines Onkels. Außerdem war mir wichtig, meine Familie in diesem Roman mit dem Problem nicht allein zu lassen. Ich wollte ihre Einsamkeit durch eine Doppelerzählung brechen, indem ich ihre intime Geschichte mit einer kollektiven wissenschaftlichen, politischen und medialen Geschichte verflocht.

Sie schildern viele sehr persönliche Momente und Empfindungen in ihrem Buch. War es schwierig, emotional und auch organisatorisch, diese Momente aufzuspüren?

Die persönlichen Szenen waren natürlich am schlimmsten, und es war notwendig, aus einer Vielzahl unvollständiger, manchmal widersprüchlicher Erinnerungen zu schöpfen, um eine möglichst kohärente Erzählung zustande zu bringen. Nur die Form eines Romans erlaubte es mir, eine so intime und zugleich so wenig akzeptierte Geschichte neu und umfassend zu schreiben.

Der Ton des Textes ist ziemlich nüchtern – und gleichzeitig wollten Sie doch ein Gespür für Ihr Dorf entwickeln, eine emotionale Bindung Ihrer Leser zur Familie und dem Ort herstellen. Wie war das möglich?

Was den Ton betrifft, so wollte ich, dass er der sehr bescheidenen Persönlichkeit meiner Familienmitglieder treu bleibt. Ich wollte, dass der Roman so klingt wie sie. Ich habe dafür gesorgt, dass die Emotion eher aus dem Was als von dem Wie meiner Erzählung herrührt. Ich habe versucht, der Fähigkeit des Lesers zu vertrauen, seinen eigenen Emotionen beim Lesen zu folgen, anstatt ihm meine aufzuzwingen.

Hat sich die Beziehung zu Ihrem Vater verändert, während Sie an dem Buch arbeiteten?

Das Buch hat mir geholfen, meinen Vater besser zu verstehen, sein Leben zu hinterfragen, die Rolle, die er in seiner Familie spielen wollte. Aber an unserer Beziehung hat sich seit der Veröffentlichung nichts geändert. Ich vermute, wir haben unsere Positionen gegenüber dieser privaten Katastrophe hinterfragt, ohne dabei etwas Konkretes, Materielles in unserem Leben zu ändern.

LESEPROBE

»Die Ratten sterben eben auf der Straße und die Menschen im Zimmer.«

ALBERT CAMUS, *DIE PEST*

Prolog

Eines Tages fragte ich meinen Vater, welche der Städte, die er in seinem Leben besucht hatte, am weitesten entfernt lag. Er sagte bloß: »Amsterdam, in den Niederlanden.« Und dann nichts mehr. Ohne den Blick zu heben, zerlegte er weiter tote Tiere. Er war voller Blut, sogar im Gesicht.

Als ich nach dem Grund für die Reise fragte, glaubte ich zu sehen, wie sich sein Kiefer verkrampfte. War es ein Gelenk in einem Kalbfleischstück, das sich nicht durchtrennen ließ, oder meine Frage, die ihn nervte? Ich wusste es nicht genau. Nach einem trockenen Knacken und einem Seufzer antwortete er schließlich: »Um diesen Vollidioten von Désiré zu suchen.« Zum ersten Mal in meinem Leben hörte ich aus dem Mund meines Vaters den Namen seines älteren Bruders. Mein Onkel war ein paar Jahre nach meiner Geburt gestorben. Ich hatte Bilder von ihm in einem Schuhkarton entdeckt, in dem meine Eltern Fotos und Super-8-Filme aufbewahrten – Aufnahmen von Toten, die noch lebten, von Alten in ihren jungen Jahren, von Urlauberinnen am Meer oder in den Bergen, von Hundinnen und noch mehr Hundinnen und von Familienzusammenkünften. Menschen im Sonntagsstaat, auf Hochzeiten versammelt, die ihre Versprechen nicht hielten. Stundenlang konnten mein Bruder und ich uns diese Bilder ansehen. Wir amüsierten uns über die Mode von damals und versuchten die einzelnen Familienmitglieder wiederzuerkennen. Schließlich bat unsere Mutter uns, alles wieder an Ort und Stelle zu verstauen, als bereiteten ihr diese Erinnerungen Unbehagen. Ich wollte meinem Vater noch tausend weitere Fragen stellen. Ganz einfache, wie: »Wenn man nach Amsterdam will, muss man dann hinter der Kirche links oder rechts abbiegen?« Und andere, die schwerer zu beantworten waren. Ich wollte wissen, warum. Warum ausgerechnet er, der sich nie aus dem Dorf hinausbewegte,

quer durch Europa gereist war, um seinen Bruder zu suchen. Doch kaum hatte mein Vater das Tor zu seinem Kummer und Zorn einen Spalt breit geöffnet, schloss er es wieder, um bloß nicht zu viel preiszugeben.

In der Familie taten alle immer das Gleiche, sobald es um Désiré ging. Mein Vater und mein Großvater hüllten sich in Schweigen. Meine Mutter unterbrach ihre Ausführungen stets mit demselben Spruch: »Das ist schon alles sehr traurig.« Und meine Großmutter wich aus, indem sie irgendein blumiges Zeug daherredetete, von Toten, die in den Himmel aufgestiegen waren, um von dort die Lebenden zu beobachten. So beschlagnahmte jeder auf seine Weise die Wahrheit. Heute ist nicht mehr viel von der Geschichte übrig. Mein Vater hat das Dorf verlassen, meine Großeltern sind gestorben. Selbst der Schauplatz droht zu verschwinden.

Das vorliegende Buch ist ein letzter Versuch, etwas von der Vergangenheit herüberzueretten. Es überlagern sich darin persönliche Erinnerungen, lückenhafte Bekenntnisse und Rekonstruktionen aufgrund von Recherchen. Was ich aufgeschrieben habe, ist das Ergebnis ihres Schweigens. Ich wollte erzählen, was unsere Familie – wie viele andere Familien – im stillen Kämmerlein durchgemacht hat. Aber konnte ich ihre Geschichte überhaupt mit meinen Worten wiedergeben, ohne sie ihnen zu entreißen? Konnte ich an ihrer Stelle sprechen, ohne dass meine Sicht auf die Ereignisse ihre Perspektive in den Hintergrund drängten? Diese Fragen haben mich lange davon abgehalten, mich an die Arbeit zu machen. Bis mir klar wurde, dass der einzige Weg, die Geschichte meines Onkels, meiner Familie über den Tod der Beteiligten und das Verschwinden des Dorfes hinaus vor dem Vergessen zu bewahren, im Schreiben lag. Nur so würde ich ihnen zeigen können, dass Désirés Leben in eine Zeit des Chaos fiel, in eine Zeit historischer, geografischer

und sozialer Umbrüche. Nur, indem ich darüber schrieb, würde ich ihnen helfen können, den Schmerz zu überwinden und aus der Einsamkeit herauszufinden, in die Kummer und Scham sie getrieben hatten. Ein einziges Mal sollten sie im Mittelpunkt des Interesses stehen, und alles, was sonst die Aufmerksamkeit auf sich zog, würde an den Rand verbannt.

Amsterdam

Amsterdam ist eine sehr schöne Stadt. Die Menschen hier sind wunderbar. Ich komme bald nach Hause.

*Fühlt Euch umarmt,
Désiré*

Der Ärger begann mit diesen wenigen Worten auf der Rückseite einer Ansichtskarte, die eines Morgens in der Metzgerei eintraf.

Aus einer Laune heraus hatte Désiré alles an den Nagel gehängt. Den Ausschlag hatte wahrscheinlich die holländische Studentengruppe gegeben, die ein paar Monate zuvor auf dem Campingplatz der Gemeinde gezeltet hatte. Die Leichtigkeit, mit der diese jungen Menschen loszogen und auf ihren Reisen Freundschaften schlossen, faszinierte meinen Onkel. Sie hatten Joints zusammen geraucht, sich stundenlang die Köpfe heißgeredet. Beim Abschied hatten Annekatrien und Nell, ein Paar aus Amsterdam, ihn eingeladen, sie bei Gelegenheit zu besuchen.

Für Désiré folgten Wochen der Langeweile, in denen er sich stumpf zwischen Notarskanzlei und Café am Platz hin und her bewegte. Eines Morgens fand er nicht mehr die Kraft, zur Arbeit zu gehen. Er packte ein paar Sachen in eine Reisetasche, stahl während der Mittagspause in der Metzgerei Geld aus der Kasse, stieg in den Schienenbus nach Nizza und fuhr von dort mit dem Nachtzug nach Paris. Er war zwanzig und sprengte zum ersten Mal die Grenzen seines Gehes. Während der Zug durch die Nacht stob, fühlte er sich immer freier.

Am Tag nach seiner Abreise klingelte das Telefon in der Metzgerei. Der Erstgeborene verkündete, dass er zu Freunden nach Amsterdam gefahren sei, die Eltern möchten sich bitte keine Sorgen machen. Meine Großmutter wusste nicht einmal, wo auf der Landkarte sie

die Stadt hätte suchen sollen. Doch ihr blieb keine Zeit, den Sohn unverzüglich nach Hause zu beordern, damit er seinen Job um Himmels willen nicht gefährde. Das Gespräch wurde durch den Münzapparat der Telefonzelle abrupt beendet. Das absurde Tuten, das ihr aus dem Hörer entgegenschallte, offenbarte ihre Hilflosigkeit.

Désiré entdeckte also Amsterdam. Während seine Gastgeber an der Uni studierten, schlenderte er an den Kanälen entlang, durch die Parks und Straßen zwischen Bahnhof und Damplatz, mischte sich unter die bunte Menge aus Hippies, Punks und Anzugträgern. Weit weg vom Dorf, außerhalb der mütterlichen Kontrollsphäre, erschien ihm die Welt grenzenlos. Mit seinem Ersparten und dem Geld, das er aus der Kasse seiner Eltern genommen hatte, konnte er sicher ein paar Wochen überbrücken. Sobald er blank war, würde er wieder nach Hause fahren.

Eines Abends, er wartete in der Bar unten im Haus von Annekatrien und Nell auf die beiden, sprach ihn ein zierliches Mädchen mit kastanienbraunem Haar an. Sie hatte bemerkt, dass er seine Erdnüsse nicht anrührte, und bot sich an, ihn davon zu befreien. Ihr offenkundiger Heißhunger auf Erdnüsse amüsierte meinen Onkel. In einer Mischung aus Englisch und Französisch kamen sie ins Gespräch.

Sie hieß Maya, war kaum sechzehn Jahre alt und aus dem Internat getürmt. Seit mehreren Tagen trieb sie sich auf der Straße herum und kam abends her, um sich von den erbettelten Münzen etwas zu trinken zu kaufen. Sie ernährte sich fast ausschließlich von den Erdnüssen, die die Kellner auf die Tische stellten. Mein Onkel erzählte auch von sich – das Dorf, die Langeweile, sein Bedürfnis aufzubrechen, seine Sehnsucht, ein anderes Leben als seine Eltern zu führen. Maya verliebte sich auf der Stelle in Désiré, in seine langen Haare, in seinen Patrick-Dewaere-Look. Am nächsten Tag stellte sie ihre wenigen Habseligkeiten bei Annekatrien und Nell unter: Kleidung, ein paar Platten von Gerry Rafferty und eine alte Gitarre.

Im Dorf nahm alles seinen gewohnten Gang, mein Vater arbeitete, wie immer. Bevor die Metzgerei öffnete, ging er ins Café, plauderte über dies und das mit den Stammgästen und las *Nice-Matin*, vor allem

die Seite, die Neues »Aus den Tälern« versprach. Eines Herbstmorgens machte die Zeitung mit dem Foto zweier Toter auf, junger Männer, die man in Nizza auf der Bahnhofstoilette gefunden hatte. Man vermutete, dass sie an einer Überdosis Heroin gestorben waren. Der Artikel erinnerte daran, dass einige Jahre zuvor eine Siebzehnjährige, tot, mit einer Nadel im Arm, im Casino von Bandol entdeckt worden war. Der Fall hatte landesweit für Schlagzeilen gesorgt. Es wurde ein Gesetz beschlossen, das Drogenkonsumenten kriminalisierte und mit Freiheitsstrafen belegte.

Anfang der 1970er-Jahre hatte sich Frankreich endlich bereit erklärt, mit den USA zu kooperieren, um die »French Connection« auszuheben, einen Drogenring, der Morphinbasen aus der Türkei nach Marseille importierte, um sie dann für den Export zu Heroin zu verarbeiten. Die amerikanische Polizei und ihre französischen Kollegen hatten erwartet, in Südfrankreich ein riesiges Netz zu zerschlagen, Produktionsstätten im industriellen Ausmaß vorzufinden. Stattdessen entdeckten sie in unauffälligen kleinen Häusern im provenzalischen Hinterland und an der Côte d'Azur eine Vielzahl kleiner Labore. Die Existenz eines großen organisierten Systems war eine Schimäre, hinter der sich kleine, nebulöse Seilschaften verbargen, deren Fabriken sich in aufgerüsteten Badezimmern oder Garagen in Marseille, Toulon, Nizza, Aubagne und Saint-Maximin befanden.

Frankreich war stolz, den Heroinhandel eingedämmt zu haben. Laut *Nice-Matin* hatte sich das Drogengeschäft seit der Verschärfung der Gesetze in Frankreich Richtung Niederlande und nach Italien verlagert, dort sah man jetzt die verheerenden Folgen des Rauschgiftkonsums. Und so kam der Artikel zu dem Schluss, dass der Stoff, der die beiden Jungen vom Bahnhof in Nizza das Leben gekostet hatte, nur aus dem Ausland stammen konnte. Im Dorf wirkte diese Nachricht wie aus einer anderen Welt, sie schien hier niemanden etwas anzugehen.

In der Metzgerei wurde meiner Großmutter die Zeit allmählich lang. Sie begann ihren jüngeren Sohn mit Fragen zu löchern: »Was hatte er dort denn vor? Hat er dir nichts erzählt? Er ist schon seit drei Wochen weg.« Ihr ältester Sohn konnte ganz offenbar nicht genug kriegen von seinem Urlaub am anderen Ende

Europas. Warum so weit weg? Warum ausgerechnet Holland? Wahrscheinlich klärte mein Vater seine Mutter irgendwann darüber auf, dass man dort legal Cannabis rauchen konnte - ein Kraut, das man mit Tabak mischte, um ein bisschen high zu werden. Sie, die nie einen Tropfen Alkohol getrunken oder eine Zigarette angerührt hatte, wird über derlei Enthüllungen bestimmt nur Kopf geschüttelt haben. Was würden die Leute im Dorf sagen, wenn sie erfuhren, dass ihr Sohn Drogen nahm? Er musste nach Hause kommen. Die Familienehre stand auf dem Spiel.

Just in diesem Moment traf die Karte meines Onkels ein. Auf der Rückseite des Umschlags war handschriftlich die Adresse einer gewissen Annekatrien in Amsterdam vermerkt.

Die Reise

Mit knapp achtzehn Jahren fiel meinem Vater die Aufgabe zu, seinen älteren Bruder aus Amsterdam zurückzuholen. Er hatte gerade seinen Führerschein gemacht und sich sein erstes Auto gekauft, einen beinahe nagelneuen Golf.

Ich kann mich nicht erinnern, dass mein Vater je in ein Flugzeug oder einen Zug gestiegen wäre. Er kannte nichts außer seiner Arbeit in der Metzgerei und die Dörfer, die er zusammen mit meinem Großvater im Lastwagen abklapperte. Er war nie gereist, sprach nur Französisch und ein paar Worte italienischen Dialekt, um sich mit seiner Großmutter zu unterhalten. Die Grenzen seiner Welt waren eng gesteckt, dahinter tat sich eine riesige Terra incognita für ihn auf.

Doch das spielte keine Rolle. Er würde das Vertrauen seiner Eltern niemals missbrauchen, also musste er die Reise quer durch Europa antreten, um seinen älteren Bruder aufzuspüren. Mein Großvater drückte ihm einen Umschlag mit Geld in die Hand und eine Straßenkarte, die er beim Zeitungshändler besorgt hatte. Meine Großmutter schlug vor, sein Cousin Albert könne ihn doch begleiten. Albert verstehe sich gut mit Désiré, er würde sicher die richtigen Worte finden, um ihren Ältesten zur Rückkehr zu bewegen. Und so brachen die beiden jungen Männer eines frühen Morgens nach Amsterdam auf, ausgestattet mit

einer Adresse auf einem Papierschnipsel – die von der Postkarte, die Désiré der Familie zur Beruhigung geschickt hatte.

Mein Vater hat mir fast nichts über diese Expedition erzählt, dabei handelt es sich bis heute um seine weiteste Reise. Ich weiß, dass sie nach dem Kirchplatz rechts abgebogen sind. Dass sie 1283 Kilometer zurückgelegt haben, was über dreizehn Stunden Fahrt bedeutet, Pausen nicht eingerechnet. Ich nehme an, sie haben sich am Steuer abgewechselt, damit jeder mal schlafen konnte. Digne, Grenoble, Lyon, Dijon, Nancy, Metz, Luxemburg, Lüttich, Maastricht, Eindhoven, Utrecht und schließlich Amsterdam.

Dieser Trip war sein einziger Ausflug hinter die Dorfgrenze, und es schwang Stolz mit, wenn er sich daran erinnerte.

Obschon sie kein Wort Niederländisch verstanden, fanden Albert und mein Vater irgendwie zu der Wohnung von Annekatrien und Nell. Désiré war überrascht, als sie vor der Tür standen, aber er freute sich auch, sie zu sehen. Er hatte sein Lager im Wohnzimmer seiner Gastgeber aufgeschlagen, zusammen mit Maya, einem jungen Mädchen, das er ein paar Tage zuvor kennengelernt hatte. Maya bestand darauf, die drei Jungs zurück in ihr Dorf zu begleiten. Sie wollte mit Désiré Frankreich entdecken. Am Ende war sie es, die ihn dazu brachte, einer Rückkehr zuzustimmen. Und so traten sie zu viert im Morgengrauen den Rückweg an. Albert und mein Vater vorn, auf der Rückbank Désiré mit Maya, einer minderjährigen Holländerin ohne Papiere. Die beiden Verliebten hatten die Taschen voll Haschisch, doch die Reise verlief zum Glück reibungslos. Spät in der Nacht erreichten sie das Dorf.

Mein Bruder und ich entdeckten Maya, das Hippie-mädchen, auf verschiedenen Fotos aus dieser Zeit.

Auf einem Foto sitzt Maya mit Désiré, meinem Vater und Albert auf einer Couch in einem mit orangefarbenem Teppich ausgelegtem Raum. Maya und Désiré lachen. Mein Vater wirkt gelöst. Als wäre diese Reise nicht bloß eine lästige Pflicht gewesen, sondern die Gelegenheit, genau wie sein älterer Bruder, einmal auszureißen, die Metzgerei für einen kurzen Moment auszublenden. Es ist keine Spur von dem Zorn zu erkennen, der ihn später packte, als ich ihn darum bat, mir von seinem Bruder zu erzählen.



03.
MAI
2024

ANTHONY PASSERON

DIE SCHLAFENDEN

Roman

Aus dem Französischen von Claudia Marquardt

Hardcover mit Schutzumschlag

320 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07269-4

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



BRAND
NEW
TEK

BRAND
NEW
TEK

EVAN TEPEST



intertext

Fragen von Lektor Hannes Ulbrich

In deinem Roman begleiten wir Alex bei einem Heimatbesuch in die westdeutsche Provinz. Eigentlich ist geplant, die Asche von Opa Kurt im Kreise der Familie im Meer zu verstreuen, Alex aber möchte die Zeit für ein Schreibprojekt nutzen. Was hat es damit auf sich?

Alex ist ziemlich lost – ihre Freundin hat sich von ihr getrennt, ihr zweites Buch verkauft sich nicht und ihre Freund*innen haben genug von ihrer Depression. Sie spürt, dass sie an vielen Stellen in ihrem Leben feststeckt, aber ist zum Zeitpunkt des Romanbeginns emotional zu taub, um zu verstehen, was los ist. Und weil sie zu allem Überfluss noch Geldnot hat, beschließt sie, anlässlich des Besuches bei ihrer Mutter eine Essayanfrage für den Sammelband »Schreib den Namen deiner Mutter« anzunehmen – es soll darin um Dinge gehen, über die sie mit ihrer Mutter nicht spricht. Dabei spürt sie aber zunehmend, dass sie eigentlich über gar nichts wirklich sprechen und dass Einiges in ihrer Familiensituation – besonders, was die Mutter angeht – sie in ihrem eigenen Leben blockiert.

Alex stößt beim Recherchieren und Nachdenken über den Essay deshalb ziemlich schnell an Grenzen – in der Familie liegt über ganz vielem der Mantel des Schweigens. Halten Familien überhaupt nur zusammen, wenn gewisse Dinge beschwiegen werden?

In den seltensten Fällen sprechen Familienmitglieder über alles, was sie beschäftigt. Gerade im Falle von psychischer und/oder körperlicher Gewalt braucht es häufig eine oder mehrere Personen in einem Gruppengefüge, die eine Auseinandersetzung erzwingen. Es ist natürlich bequemer, zu verdrängen und sich der Verantwortung zu entziehen. Besonders, wenn sich das über Generationen durchzieht.

Wenn Erwachsene behaupten, sie wären nie übergriffig gewesen, ist das für die betroffenen Kinder extrem schwierig. Alex fragt sich immer wieder, ob sie ihren eigenen Erinnerungen überhaupt trauen kann. Ich glaube aber auch – ohne das Verschweigen zu entschuldigen – dass das eine Klassenfrage ist. Für die Boomer-Eltern aus der Arbeiter*innenklasse und der Mittelschicht ist es meistens gar keine Option, Therapie zu machen oder Dinge aufzuarbeiten. Als Kinder der Nachkriegsgeneration haben viele von ihnen durchgezogen, sich auf materielle Verbesserungen und den Klassenaufstieg konzentriert. Da schien keine Zeit für Biografarbeit. Das alles trifft auf Alex' Familie zu.

Das Verhältnis von Müttern und Töchtern ist eines DER klassischen literarischen Themen – du hast einen sehr gegenwärtigen und spielerischen Umgang mit Literatur gewählt und beziehst dich auch auf alle möglichen anderen Kunstformen. Wie hast du dich dem Thema genähert?

Ich hab schon seit ein paar Jahren mit dem Gedanken gespielt, eine Mutter-Tochter-Beziehung zu beleuchten und dabei, quasi auf einer Metaebene und auch humoristisch, einzuflechten, dass das so ein viel bearbeiteter Topos ist. Da Alex selbst Autor*in ist, greift sie in den zahlreichen Essayversuchen, die den Roman durchziehen, immer wieder auf diese Darstellungen zurück. Ich finde das auch wichtig: Der Topos von der Mutterliebe und dem Gebot »Du sollst deine Eltern lieben« ist kulturell so zementiert, dass es gar keinen Sinn hätte, das nicht miteinzubeziehen.

Apropos »Töchter«: Alex hadert bald mit einer klaren Geschlechterzuordnung. Vielleicht auch ein Grund, warum es mit dem Essay nicht vorangeht... Inwiefern bedingen die gängigen

VIEW

Rollenbilder auch die Dynamiken in Alex' Familie? Es ist ja auch eine Familie, in der enorm viel unterdrückt wird.

Alex' Mutter versucht immer, den Schein zu wahren, und legt daher großen Wert darauf, dass alles nach außen hin seine Ordnung hat. Das heißt auch, dass sie kein Problem mit Alex' Lesbischsein hat, sie aber in eine bestimmte weibliche Rolle drängt. Gender-Nonkonformität ist in diesem Kontext die ungewolltere Abweichung.

Alex macht aber selbst immer wieder lesbische Eigenschaften an ihrer Mutter aus und auch andere Familienmitglieder haben queere Anteile. Darüber wird aber nicht gesprochen, es ist kein Thema zwischen Alex und der Mutter. Die Einzige, die offen über sexuelles Begehren ist Alex' Oma Kriemhild, die sich im Zuge ihrer jahrzehntelangen schizophrenen Erkrankung so etwas wie einen Freifahrtschein gegeben hat.

Als es mit dem Essay nicht weitergeht, beginnt Alex, der eigenen Jugend in der Provinz nachzuspüren. Dabei spielt Queerness eine Rolle, aber auch ehemalige Freund*innen und Vorbilder. Auch diese Suche gerät in eine Sackgasse, Alex entdeckt eine unheimliche Wut in sich...

Alex sucht zum Beispiel zwei ihrer alten Lehrer*innen auf, Wolfgang und Lena. Mit Lena beginnt sie eine Affäre, in Wolfgang, der schon älter ist und seit Jahrzehnten offen schwul in der Provinz lebt, sucht sie eine Art queeres Role Model. Beide sind aber ziemlich mit sich beschäftigt und sehen Alex nicht in ihrer Bedürftigkeit. Weil das in ihrer Familie nicht anders aussieht, kämpft Alex damit, sich in diesem Setting irgendwie zu behaupten. Und wird dabei immer wütender.

Bei all diesen Themen könnte man meinen, dein Roman kommt ungeheuer schwer daher. Ich habe beim Lesen aber auch viel gelacht. Was ist das eigentlich für ein Lachen? Kannst du das erklären?

Ich glaube, für mich hat das was mit Alter zu tun. Alex ist ja Anfang dreißig und nicht mehr zwanzig. Auch wenn sie gerade in einer Krise steckt, hat sie eine gewisse Resilienz und schafft es in diesem absurden Provinzsetting auch immer wieder, Lustmomente zu erfahren. Der Aufenthalt wird so zu einer subtilen Befreiung und dazu gehört auch, dass sie die Eigenheiten der Menschen um sich herum und auch ihre eigenen Macken mit einer gewissen Gelassenheit betrachtet – auch, wenn sie an anderer Stelle klare Urteile fällen muss.

Du schreibst selbst auch essayistisch, im Frühjahr 2023 erschien dein erster Essay-Band »Power Bottom«. Was war für dich der größte Unterschied zwischen der Arbeit an diesen Texten und an deinem Roman?

Ich dachte immer, es ist ein Klischee, dass Autor*innen irgendwann von ihren Figuren begleitet werden, aber das ist mir beim Schreiben, anders als bei den Essays, tatsächlich manchmal passiert. Ich glaube, es gibt auch einen größeren unbewussten Anteil beim Prosaschreiben, da beispielsweise visuelle Motive und erzählende Beschreibungen eine größere Rolle spielen und Verbindungen schaffen, auf die du zum Beispiel mich erst aufmerksam gemacht hast.

Zugleich gibt es auch Verbindendes – abgesehen von der inhaltlichen Auseinandersetzung mit Queerness und Transness gibt es im Roman poetische und essayistische Passagen. Das Buch ist auch eher Rhythmus-, als Plot-driven, das erlebe ich auch beim Essayschreiben.

LESEPROBE

Am ersten Tag

Sie war nur einmal zu Besuch in der Villa gewesen, da hatte die Mutter ihren dritten Mann Günther geheiratet. Dass sie seitdem nicht mehr hier gewesen war, fand Alex nicht ungewöhnlich. Seit sie ein Teenager war, erfand sie Ausreden für Weihnachtsfeiern und Geburtstage und beantwortete nur jeden vierten Anruf der Mutter.

Als sie vor ein paar Wochen in ihrer Hausarztpraxis saß und auf ein EKG wartete, nahm sie ausnahmsweise ab. Die Mutter rief an, weil Opa Kurt gestorben war. »Wir wollen die Asche in Holland verstreuen. Du weißt ja: Er hat das Meer geliebt.«

Alex sah die gelbe Speedo vor sich, die Opa Kurt bei ihren Tagesausflügen an die Nordsee getragen hatte. Alex hatte ihm nie nahegestanden. Sie war sich nicht einmal sicher, ob sie ihren Opa gemocht hatte.

»Du kommst doch, oder?«, fragte die Mutter.

Als Alex' Name aufgerufen wurde, legte sie auf, ohne eine Antwort zu geben.

»Durchatmen und entspannen«, wies die Arzthelferin sie an, nachdem sie die Elektroden auf Alex' Oberkörper und an ihren Knöcheln platziert hatte. Auf dem Tisch stapelten sich Boxen mit der Beschriftung *Big Orange Needle*. Eine Zeile wie aus einem Gedicht, dachte sie.

Zurück in ihrer Wohnung betrachtete Alex die Spuren der Saugnäpfe unter ihrer Brust. Sie sah aus, als hätte sie in einem Tentakel-Porno mitgespielt.

Sie würde zur Beerdigung gehen. Vielleicht war das ein letzter Rest ihrer kleinbürgerlichen Erziehung: Hochzeiten und Beerdigungen wahrzunehmen. Sich für Grußkarten mit einem Anruf zu bedanken. Die Form zu wahren, ob sie wollte oder nicht.

Also rief Alex die Mutter zurück und buchte ein Zugticket.

Am Tag darauf schickte die Mutter Alex und Fritzzi eine SMS:

Ihr solltet wirklich eine Patientenverfügung ausfüllen. Ich kann einen Termin bei meinem Notar machen. Die Kosten übernehme ich..*.**

Nichts entkam der Organisationswut der Mutter. Nicht einmal der Tod.

Weil es im Gästezimmer keinen Schreibtisch gab, legte Alex den Laptop und ihre Notizbücher auf der Couch ab. Sie stellte den Balkontisch vors Fenster und breitete ihre Unterlagen darauf aus. Zum zweiten Mal las sie die E-Mail ihrer Agentin Jenny.

Betreff: Schreib den Namen deiner Mutter

Liebste Alex,

ich hoffe, dir geht es gut! Ich hab tolle News.

Ich hab gestern mit Roger von dem Schweizer Verlag gesprochen. »Coming of Sex« wollen sie leider nicht machen – zu nischig. ABER: Sie bringen im Frühjahr einen Sammelband raus und Roger findet, dass du da super reinpassen würdest. Titel: SCHREIB DEN NAMEN DEINER MUTTER. Das Ganze basiert auf einer Ausstellung, bei der ein Dutzend Künstlerinnen gebeten worden sind, »das Unaussprechliche zwischen ihnen und ihren Müttern auszudrücken, indem sie den Namen ihrer Mutter zum Kunstwerk machen« (steht so auf der Website). Also im Grunde das, worüber Tochter und Mutter nicht reden. Anscheinend hat eine von denen den Namen ihrer Mutter mit Hundehaufen in altgriechischen Buchstaben ausgelegt, mit Benzin übergossen und dann angezündet. Eine andere hat ihre Arbeit nach zwei Tagen abgebrochen, ihr Honorar eingesackt und den Kuratoren eine Mail geschrieben, in der nur stand: Das ist der Name meiner Mutter. Geil, oder? Abgabe wäre allerdings schon im September, aber das schaffst du! Honorar sind 1000 €.

KOBE



ICH GEBE IHNEN DIE ERLAUBNIS, IHRE MUTTER ZU HASSEN.

I KNOW: Du bist generot von Mutter-Tochter-Büchern mit Frauenfotos auf dem Cover – I get that. Aber das ist wirklich was anderes. Die machen ja sonst nur Kunstbücher, das wird sicher subtil.

Ich finde, das ist eine super Gelegenheit. So bleibst du nach deinem ersten Roman sichtbar. Und danach finden wir für »Coming of Sex« dann hoffentlich auch einen Verlag. In Deutschland dürfen eben nur Französinnen über Sex schreiben, dachte ich gestern ;)

In diesem Sinne:

Mille Bisous

Jenny

Alex war skeptisch. Doch sie brauchte das Geld. Außerdem würde es ihr guttun, eine Aufgabe zu haben, während sie hier war.

Das Problem war nur, dass worüber Alex und die Mutter nicht sprachen, praktisch alles Umfasste. Dass sie, um eine sinnvolle Unterscheidung zwischen dem Gesagten und dem Ungesagten vorzunehmen, überhaupt einmal miteinander sprechen mussten.

Am dritten Tag

Was es in Alex' Familie immer schon im Überfluss gab, waren Hunde und Fahrräder.

Die Hunde der Mutter waren immer große Rüden gewesen. Schäferhunde und Labradore, die Gäste anramelten und die Nachbarskatzen jagten. Rozi war anders. Sie war etwas größer als ein Chihuahua, mit riesigen Augen und einer runzligen Schnauze. Sie sah immer ein wenig eingeschnappt aus, auch jetzt, als sie durch den Wald lief und Alex ab und an einen pikierten Schulterblick zuwarf.

Als Rozi die Amsel attackierte, hörte Alex gerade

einen Podcast über den Briefwechsel zwischen Sylvia Plath und ihrer Mutter.

Seit Mittwoch fühle ich mich wie ein »neuer Mensch«, schrieb die Dichterin am 12. Dezember 1958 nach einer Sitzung mit ihrem Psychiater in ihr Tagebuch. »Ich gebe Ihnen die Erlaubnis, Ihre Mutter zu hassen.« »Ich hasse sie, Doktor.« Und ich fühle mich großartig.

Die Amsel schrie auf und flog in einer Wolke aus Federn und Staub ins Unterholz. Rozi wirkte wie ausgewechselt. Selbstbewusst rannte sie zum Ufer des Baches, den die Mutter und Alex am Tag zuvor auf ihrer Radtour überquert hatten. Alex beneidete die Hündin darum, ihrer Wut freien Lauf lassen zu können.

»Platz«, befahl sie und ging ein paar Schritte in die Richtung, in die der Vogel entkommen war, doch von ihm war nichts mehr zu sehen. Alex beschloss, die Sache zu vergessen.

Nach dem Spaziergang stieg Alex in den Bus in Richtung Stadt. Kriemhild hatte endlich ihre alten Fotoalben aus dem Abstellraum geholt.

Alex' Oma wohnte in einer Sozialwohnung in Rheinnähe. Neben der Balkontür hing ein gerahmtes Poster von Marilyn Monroe. Vom Sofa blickte eine Reihe Porzellanpuppen. Kriemhild war fröhlich. Beim Metzger hatte sie kürzlich einen Mann kennengelernt, der entweder Witwer war oder seiner Frau nichts von ihr erzählte.



OMA KRIEMHILD HATTE IMMER GERNE ÜBER IHR SEXLEBEN GEREDET.

»Er trägt einen Ehering, aber ich werde einen Teufel tun und ihn danach fragen«, sagte sie und wechselte schnell das Thema. »Letzte Nacht habe ich übrigens geträumt, dass ich richtig guten Sex hatte.«

Oma Kriemhild hatte immer gerne über ihr Sexleben geredet. »Ich fühle mich immer besser, ne?«, freute sie sich. »Und ich sehe viel besser aus als meine Schwester, die ist todkrank.«

Dann zählte sie auf, was sie sich in der letzten Zeit alles angeschafft hatte: Gästehandtücher und eine neue Bluse für sich, einen Radiowecker für Alex' Onkel Andreas, alles im Ausverkauf. Heute trug sie ein hellgrünes T-Shirt mit einem silbernen Glitzerherz und der Aufschrift *Enjoy every moment*. Dazu eine Blue Jeans und Ballerinas. Nur die blutig gekratzte Nase, die die Oma hatte, seit Alex denken konnte, störte das Bild.

Roswita und Kinder, 1946.

Das Foto, das zuoberst lag, zeigte Kriemhild als Baby inmitten ihrer Geschwister. Die Kinder trugen Schleifen im Haar und waren der Größe nach aufgereiht.

Kriemhild war als das letzte von sieben Töchtern zum Kriegsende geboren worden. Ihr Vater hatte sie in seinem letzten Brief vor dem Tod an der Front nicht erwähnt.

»Dabei muss meine Mutter doch geschrieben haben: Kriemhild ist geboren«, erzählte die Oma jetzt, wie so oft.

Kriemhild, 1960.

»15 Jahr, schwarzes Haar«, lachte sie. Zu dieser Zeit fing sie an, an Sonntagen auszugehen. »Ich und meine

Freundinnen, wir sind immer zu einem Tanzkeller gefahren. Einen Mann habe ich dort jede Woche gesehen, da haben mir die Beine gezittert.«

Von ihm gab es kein Foto. Dafür mehrere von dem Mann, den Kriemhild, drei Jahre später, heiratete: Opa Kurt am Zeichenbrett im gestärkten Hemd. Opa Kurt mit seinen drei Kindern an der Holländischen Nordsee, Andreas und Petra auf den Armen, daneben die Mutter, die ihm nach einem Wachstumsschub in ihrer frühen Pubertät fast bis zur Schulter reichte. Kurz darauf erklärte er, dass sein Leben größer war, als es schien. Dass er sich fortan seiner Kunst widmen wollte und einem Angestellten das Alltagsgeschäft in der Wäscherei überlassen würde.

Auch den folgenden Teil der Geschichte hatte Alex so oft gehört, dass sie sich anstrengen musste, aufmerksam zu bleiben. Dabei würde die Oma wahrscheinlich nicht einmal bemerken, wenn sie einschlief oder ein Handy-Spiel spielte. Alex' körperliche Anwesenheit genügte Kriemhild.

Kurt war in eine eigene Wohnung gezogen und hatte sich die Haare abrasiert. Er trank jeden Tag in seiner Stammkneipe am Bahnübergang, wenn er nicht auf einem Campingstuhl in der Fußgängerzone saß und bunte Kreidezeichnungen auf den Asphalt malte. Er weigerte sich, Unterhalt zu zahlen, und suchte die Wäscherei nur noch auf, um sich ein paarmal die Woche Geld aus der Kasse zu nehmen. Kriemhild brachte die Familie allein durch. Sie ging putzen und arbeitete in einer Schokoladenfabrik. Der Geruch von Kakaobutter lag ihr heute noch in der Nase, »als hätte jemand wo hingepinkelt«. Immerhin durfte sie die zerbrochenen Tafeln mit nach Hause nehmen.

»Deine Mutter hat ihre immer bis nach den Schulaufgaben aufgehoben. Andreas und Petra wollte sie das auch befehlen, wie so eine kleine Diktatorin.« Oma Kriemhild lachte vergnügt.

»Wie war Mama als Kind?«

»Sie war immer ernst. Einmal kam sie nach Hause, als ich Männerbesuch hatte. Sie war auf dem Weg zum Training und hatte ihre Fußballschuhe vergessen. Wir waren ein bisschen laut. Der konnte das gut! Deine Mutter hat geschrien und ist ohne ihre Schuhe aus der Wohnung gerannt.«

»Habt ihr euch gut verstanden?«

»Ach, ich hatte ja so wenig Zeit. Und deine Mutter wollte immer alleine sein und lesen.«

Alex stellte sich die Mutter vor, klein, dunkelhaarig und hart. Ein Kind, das alles besser wissen wollte, weil es eine Wand aus Wissen zwischen sich und der Welt brauchte.

»Ich frag mich, ob ich deswegen verrückt geworden bin. Weil ich so wenig Zeit für mich hatte.«

Als die Kinder aus dem Haus waren, fing es an. Plötzlich wurde Oma Kriemhild alles zu viel: das Licht, das sich auf dem Wasser spiegelte, die Geräusche des Schulbusses vor ihrem Wohnungsfenster.

Mit Anfang fünfzig hörte sie zum ersten Mal diese Stimmen. Sie drangen aus den Wänden und drohten, ihren Kindern ein Leid zu tun. Danach sah sie Menschen, wo keine waren und war überzeugt, dass ein Atomkrieg unmittelbar bevorstand. Sie wurde in eine Psychiatrie eingewiesen und verbrachte dort mehrere Monate.

»Was haben die Stimmen gesagt?«, fragte Alex.

»Das hab ich vergessen. Daran will doch niemand denken.« Kriemhild stand auf und schloss das Fenster.

»So, jetzt mach ich meinen Mittagsschlaf! Mach ich jeden Tag, das hält jung.«

Niemand hatte Kriemhilds Leidenschaft bisher zu Gesicht bekommen. Alex fragte sich, ob es den Mann vom Metzger wirklich gab.

Draußen vor dem Wohnblock schrieb Alex der Mutter, die gerade einkaufen war und sie danach abholen wollte, eine What's app-Nachricht. Dann googelte sie *Schizophrenie erblich*. Sie las, dass für das Kind eines schizophrenen Elternteils eine Wahrscheinlichkeit von rund zehn Prozent bestand, im Laufe des Lebens ebenfalls zu erkranken. Außerdem waren Schizophrenie und Bipolare Störung, Angst- und Zwangsstörungen, sowie Autismus-Spektrum-Störungen und ADHS genetisch eng miteinander verwandt. Oma Kriemhild nahm immer noch Medikamente. Neuroleptika, die ihren Körper aufgehen ließen und denen sie mit wechselnden Diäten beizukommen versuchte, das wusste Alex. Doch sie wusste immer noch nicht, wofür die Pillen der Mutter da waren. Ob eine Erkrankung auch ihren Bezug zur Wirklichkeit verzerrte. Das Schweigen der Erwachsenen, seit Generationen. Ein Schweigen, das in den Wahnsinn führte

EVAN TEPEST

SCHREIB DEN NAMEN DEINER MUTTER



ROMAN

PIPER

29.
FEB
2024

EVAN TEPEST

SCHREIB DEN NAMEN DEINER MUTTER

Roman

Laminierter Pappband

144 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07271-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

SANAM MAHLOUJJI

DIE PERSERINNEN

Flucht aus dem Iran und der Kampf
um Identität und Anerkennung

Seit 1979, mit dem Sturz des Schahs, sind die Töchter der hochgestellten iranischen Familie Valiat im amerikanischen Exil. Nur ihre Mutter, die noch immer Heimat, Tradition und Stolz verkörpert, blieb damals in Iran. Als bei dem alljährlichen Familientreffen in Aspen die Dinge aus dem Ruder laufen und die exaltierte Shirin erst gegen Kautions wieder aus der Arrestzelle entlassen wird, verändert sich etwas in den Frauen, jede muss sich schmerzlichen Fragen stellen: wie sie zu ihren persischen Wurzeln steht. Und wer sie in Zukunft sein will. Die Exil-Iranerin Sanam Mahloudji legt ihren ersten Roman vor. Elegant, politisch, voller absurder Komik erzählt sie eine außergewöhnliche Familiengeschichte, die internationales Aufsehen erregen wird.

»Was tust du, wenn du weder gehen noch zurückkehren kannst?«

HISHAM MATAR: DIE RÜCKKEHR

»Trotzdem war ich von anderswo. Mir fehlten der Geruch der Pflanzen, für die ich keine Namen hatte, die Stimmen der Vögel, für die ich keine Namen hatte, das Gemurmel in Sprachen, für die ich keine Namen hatte..«

DEBORAH LEVY: WAS ICH NICHT WISSEN WILL

Der Titel *Die Perserinnen* ist mit einem leichten Augenzwinkern gewählt. Denn der Roman entspricht nicht unbedingt den gängigen Erwartungen an eine iranische Familiensaga. Weder geht es in meinem Text um die Revolution – zumindest nicht im eigentlichen Sinne –, noch um Safran, Granatäpfel oder persische Poesie. Vielmehr erzähle ich einfach von fünf Menschen aus einer früher einmal bedeutenden iranischen Familie. Von Frauen aus drei Generationen. Nachdem ein Skandal um eine dieser Frauen die Familie in eine existentielle Krise stürzt, stellt sich die Frage, wie es weitergehen soll. Wie erzählt man eine Geschichte, die vielleicht gar nicht erzählt werden will, und deren Hüterinnen sich mit dem Ende einer Dynastie und Ära konfrontiert sehen? Kreuz und quer durch Raum und Zeit, in die Jahre 1941 bis 2006, nach Teheran, Los Angeles, New York und Aspen, entföhrt der aus fünf Perspektiven erzählte Text seine Leser. Sie finden sich in Waxingstudios wieder, in Vorstadtvillen, auf Underground-Techno-Partys und in einem noblen Skigebiet, werden Zeugen einer Liebesgeschichte, einer Coming-of-age-Story, eines Generationenkonflikts, lesen eine Persiflage auf die reiche Gesellschaft, einen Abgesang auf eine Lebensart, eine Sinnsuche – und allem voran eine Familiengeschichte. Selbstinszenierung und Schmerz liegen in diesem Roman stets nah beieinander – er ist witzig, spitz, ernst, schlau, traurig,

radikal, intim, lebensnah und herzerreißend. Bei allem literarischen Anspruch scheut sich *Die Perserinnen* nicht davor, seine Leser zum Lachen zu bringen und leiden zu lassen.

Am Anfang stand die Lektüre einer Erzählung in einem Literaturmagazin, in der sich Amerikaner arabischer Herkunft auf verschiedenste amüsante Arten daneben benahmen. Sie tranken, nahmen Drogen und begingen Verbrechen. Trotz meines eigenen Hintergrunds hatte ich noch nie über iranische Figuren geschrieben, und mir wurde bewusst, dass daran auch eine tradierte und unhinterfragte Vorstellung schuld war, was iranische Geschichten ausmachte – nämlich Granatäpfel, prächtige Gärten und exotische Gewürze. Die Erzählung ermutigte mich, iranische Figuren so zu konzipieren, wie ich sie schreiben und lesen wollte. Und ich wollte zeigen, dass man Menschen kritisch sehen und trotzdem lieben kann.

Ich schrieb eine eigene Kurzgeschichte, »Auntie Shirin«, die schließlich zum ersten Kapitel meines Romans wurde. Shirin als Figur ging mir sehr leicht von der Hand. Sie ist eine dieser lauten, extravaganten, mitunter schwierigen Frauen, die jede Situation an sich reißen. Von Anfang an hatte ich eine Stimme und ein Bild im Kopf. Shirin ist wütend, hat zu allem eine Meinung und keine

Hemmungen, sie auch zu äußern Die Erzählung entstand, kurz nachdem Trump zum Präsidenten gewählt worden war. Ich hatte eine riesige Wut auf Amerika und fragte mich, was das Schlimmste war, was einer Person wie Shirin zustoßen konnte. Welches Ereignis hätte das Potenzial, sie und die Menschen um sie herum für immer zu verändern? Die übrigen Figuren entstanden dann um diesen Zwischenfall herum. Außerdem spukte da noch das Bild einer Frau mit Sonnenbrille in meinem Kopf herum, die ihre Kinder mit dem Cabrio von der Schule abholt und auf dem Rücksitz zwängt. Sie war eine Version meiner Großmutter, die vielleicht das Leben führte, das ich mir für sie gewünscht hätte. So entstand Elizabeth.

Eine Zeitlang bezweifelte ich, ob ich, die ich mich nicht gerade für eine authentische Iranerin hielt, überhaupt ein Buch über Iraner schreiben konnte. Diese Unsicherheit machte mich nur noch wütender. Schließlich lag es nur am soziopolitischen und von mir unbeeinflussbaren Weltgeschehen, dass ich mich so von meiner Vergangenheit und Geschichte entfremdet hatte. 2017 zog ich mit meiner Familie nach London, und ich glaube, das verschaffte mir die nötige physische und emotionale Distanz, um dieses Buch schreiben zu können. Damals begriff ich, dass ich genau wie die Millionen von anderen Menschen bin, die tausende Kilometer und Generationen von ihrer Vergangenheit getrennt sind – und dennoch Geschichten ihrer Herkunft konstruieren. Diese Konstrukte sind wichtig. Sie sind es wert, erzählt zu werden. Eine Mischung aus historischen Tatsachen, Fantasien, einem kosmischen Gefühl, zusammengesetzt aus aufgeschnappten, halb verstandenen Geschichten – daraus setzt sich unsere Vergangenheit zusammen, und die Geschichten, die wir weitertragen. Bita ist der Typ Iranerin, als den ich mich selbst sehe.

In ihr habe ich meine Angst davor, nicht authentisch genug zu sein, hinterfragt. Vielleicht habe ich durch sie sogar mit meinen Zweifeln Frieden geschlossen. Ich weiß nur, dass das Schreiben des Romans mich mir selbst nähergebracht hat. Ich kann den Iran genauso wenig in mich hineinimplementieren, wie ich die USA aus mir ausschneiden kann.

Weil Die Perserinnen ein Familiendrama ist, liegt es natürlich nahe, auch über meine eigene Familie zu sprechen. Gleichzeitig will ich nicht zu viel von mir selbst in die Diskussion um dieses Buch einbringen – denn obwohl mir diese Figuren alle sehr ans Herz gewachsen sind, sind sie nicht meine echte Familie. Der Roman erzählt eine fiktive Geschichte. Wie so viele Familien, die große Umwälzungen erleben mussten, spricht auch meine nur wenig über ihre Vergangenheit. Das spezifische Leid meiner Familie lässt sich für mich nur schwer fiktionalisieren. Und obwohl auch uns die Revolution auseinandergerissen hat, bin ich selbst nicht mit einem Koffer voll faszinierender Geschichten aufgewachsen. Besonders auf die wirklich belastenden fehlt mir der Zugriff. Und doch habe ich etwas geerbt. Die Herausforderung bestand darin herauszufinden, was. Welche Geschichten will ich erzählen, weil ich so bin wie ich bin und weil ich herkomme, wo ich herkomme? Warum habe ich Heimweh nach einem Ort, an den ich mich gar nicht erinnere? Warum wäre ich bereit, so gut wie alles aufzugeben, um dorthin zurückzukehren?

Diesen Text im Herbst 2022, während der größten Aufstände im Iran seit der Revolution von 1979, zu überarbeiten, war eine überaus emotionale Erfahrung, und obwohl ich keinen Roman über die Revolution geschrieben habe, kann ich ihr wohl doch nicht entkommen.

LESEPROBE

BITA

Die ganze Woche war eine einzige Party aus Gras, Koks und Cartoons – bis ich vor einer Stunde meine Tante Shirin gegen Kaution aus dem Gefängnis von Aspen holen musste, wo man sie wegen versuchter Prostitution festhielt.

Auf der Rückbank des weißen Vorstadttaxis, das durch die huckeligen, verschneiten Straßen pflügte, streckte sie ihren Kopf aus dem Fenster, um meinen Fragen aus dem Weg zu gehen. Irgendwann drehte sie sich zu mir um, die Wangen rosig und lebendig, und schrie mich auf Farsi an, ich solle mich nicht einmischen. »Fozuli nakon!«

Zurück im Hotel marschierte Tante Shirin den Flur im dritten Stock entlang und ohne ihr Tempo zu drosseln an der 3E vorbei. »Keinen Bock auf Houmans drogeninduzierten Kumbaya-Bullshit. Bita Schatz, janam, ich komme mit zu dir.«

Ich hielt die Plastikkarte vor der Wand in die Luft, und die Tür ging auf.

Eine halbe Stunde später kam Shirin in einem großen, weißen Hotelbademantel und mit einem Handtuch um den Kopf aus dem Badezimmer. Der Wasserdampf roch süßlich chemisch.

Sie nahm das Handtuch ab und schüttelte ihre Haare aus. Dann legte sie sich mit dem Gesicht nach unten in das breite Doppelbett, auf die wolkige Daunendecke. Wir hatten mein Zimmer Club 3M getauft. Ich, Shirins Sohn Mo und die ganzen idiotischen Kinder der Freunde unserer Eltern. Das elfte Jahr in Folge, seit 1994 – dem Todesjahr meiner Mutter –, flogen wir jetzt schon aus New York, L.A. und Houston hierher, als hätte es 1979 und die Islamische Revolution nie gegeben, und als wären wir noch immer eine der wichtigsten Familien im Iran, Nachkommen mächtiger, uralter Dynastien, obwohl das hier Amerika war und sich kein Mensch dafür interessierte. Die Einheimischen hassten uns. Anmerken ließen sie sich das nicht, doch es konnte gar nicht anders sein. Ich stellte mir vor, dass sie wie die Cowboys aus der alten Pace-Picante-Werbung vor sich hinmurmeln –

»Get a rope!« –, wenn sie uns, ganz in schwarz, im Laden an der Ecke für tausend Dollar Kaviar und Champagner kaufen sahen.

»Bita jan, Schätzchen?«, fragte Tante Shirin.

»Ja?«, antwortete ich vom Fußende des Bettes aus.

»Bring mir eine Flasche Fiji und eine Marlboro Light.« Sie rollte sich auf die Seite, schmiegte die Wange an das weiße Kissen, hob den Arm und griff fordernd in die Luft. »Sei ein braves Mädchen und tu, was deine Tante dir sagt.«

»Na gut«, sagte ich.

Im Iran, vor 1979, hatte Tante Shirin Chauffeure und Bedienstete gehabt. Sie hatte außerdem Politikwissenschaften studiert. Einmal sagte sie zu mir, ohne das kleinste Fünkchen Selbstreflexion: »Weißt du, Bita, selbst die Chauffeure sprachen davon, den Schah zu stürzen. Mich haben sie sogar zu den Protesten gefahren – weil sie die Pahlavi mindestens genauso sehr gehasst haben.«

Ihr dickes, dunkles Haar ergoss sich über das weiße Kissen wie Tinte über ein Blatt Papier. Sie war ein Wrack, und ich hasste sie und liebte sie zugleich.

Ich ging zum Fernseher, nahm eine kühle blaue Wasserflasche aus der Minibar darunter, zog eine Zigarette aus der Packung in meiner am Boden liegenden plustrigen Skijacke, steckte sie mir zwischen die Lippen und zündete sie mit dem Streichholzbrief vom Caribou Club an.

In meiner Hand hob sich das aufgedruckte Goldgeweih des muskulösen Tiers deutlich von der schwarzen Pappe ab. In diesem Club war meine Tante wegen versuchter Prostitution festgenommen worden. Ich nahm einen tiefen Zug von der Zigarette, sah zu, wie sich die marmorierte Spitze rot färbte und hielt sie ihr hin.

»Hier, bitte«, sagte ich und stieß den ersten Rauch aus.

»Braves Mädchen«, sagte Tante Shirin.

Sie drehte sich auf den Rücken, tastete nach der Zigarette und führte sie zum Mund. Dann ein Blick zum Nachttisch, was so viel hieß wie »Stell die Flasche hin.« Ich gehorchte.



MASHALLAH, BITA

Es war vier Uhr morgens und ich war nicht mehr high. Auch nicht betrunken. Nur müde und genervt, und das nicht allein wegen meines in Beschlag genommenen Zimmers. Ich war sauer, weil ich Shirin gegen zehntausend Dollar Kaution aus dem Gefängnis geholt hatte und sie, als der Polizist sie barfuß in den klammen, leeren Wartebereich geführt hatte, nicht mehr sagte als »Danke, Bita jan« und »Wie großzügig von dir« und »Wusste ich doch, dass du rangehst. Wie unfassbar genial von mir, als Erstes dich anzurufen, meine kleine angehende Anwältin. Das war eine gute Übung für dich – wobei, du willst ja eine von diesen Weltverbesserern werden. Houman wäre an die Decke gegangen.«

Bevor wir das Gefängnis verließen, drückte mir der Polizist eine große Plastiktüte und ihre Stiefel in die Hand.

Tante Shirin lag immer noch auf dem Rücken wie eine versickernde Pfütze. Aus ihrem Mund stieg Rauch auf. »Komm ja nicht auf die Idee, bei denen zu klopfen«, sagte sie jetzt, womit sie unsere Freunde und Familienmitglieder meinte, die bewusstlos in ihren über den ganzen dritten Stock verteilten Zimmern lagen. Ich setzte mich in den geblühten Flauschessel neben dem Bett. Im Fernsehen stand der Nachrichtensprecher in seinem schwarzen Mantel im weißen Schneegestöber und atmete weiße Luft aus. Ich schaltete den Ton ab.

»Die haben mich da behandelt wie einen ihrer gewöhnlichen Kriminellen. Empörend«, sagte Tante Shirin und füllte ihre Kehle erneut mit Rauch. Ihre tief dunkelroten Nägel funkelten.

»Haben sie dir deine Rechte vorgelesen? Wurdest du durchsucht?«, fragte ich.

»Machst du Witze? So eine widerliche Schlampe hat mir die Hand in den Arsch geschoben. Die verklage ich, soviel ist sicher.«

»Ich weiß nicht, Auntie. Vielleicht konzentrieren wir uns lieber darauf, dass die Vorwürfe gegen dich fallengelassen werden.«

Sie riss die Augen auf, die Asche an ihrer Zigarette

wurde immer länger. »Mashallah, Bita«, sagte sie. »Für eine Ivy-League-Juristin pisst du dich aber ganz schön ein.«

Ich wandte den Blick ab, richtete ihn auf den stummgeschalteten Fernseher, wo jetzt ein anderer Mann in einem blauen Raum sprach. Immer liefen bei uns die Nachrichten. Dass sie jetzt mit Allah ankam, fand ich einigermaßen scheinheilig, wo sich doch eigentlich niemand von uns als Muslim betrachtete. Obwohl einer unserer Vorfahren dafür in Erinnerung geblieben war, dass er den Hadsch gemacht und diese große, schwarze Kiste umkreist hatte.

»Sprich nicht so mit mir«, sagte ich. »Du schuldest mir was.«

»Ganz fein hast du das gemacht!«, sagte sie lächelnd. Ich verdrehte die Augen. »Du bist echt ein Arsch, Auntie.« Ich seufzte. »Das ist übel, sogar für deine Verhältnisse. Immerhin hast du es nicht durchgezogen. Oder?« Ich stellte mir Shirin unter einem Fettkloß von Mann vor, wie sie sich ihm hingab, willig.

»Dieser Drecksack. So ein dämliches Bullenschwein, macht einen auf Dallas Playboy«, sagte Tante Shirin und aschte auf den Fußboden.

»Denkst du, die haben dich gezielt ins Visier genommen?«

»Wie? Weil ich so schön bin?«

Ich schüttelte lachend den Kopf.

Sie starrte mich herausfordernd an. Ich schwieg.

»Er sagt: ›Hey Baby, sei heute Nacht meine Cleopatra. Ich mach dir den Scheich.‹ Ich habe diese Scheiße so was von satt. Also sage ich: ›Okay, Süßer, ich kann deine Prinzessin Jasmin sein, aber das wird nicht billig. Gib mir fünfzig Riesen.‹ Bastard.«

Ich lachte. Shirin kniff die Augen zusammen, ihre öligen schwarzen Wimpern griffen ineinander. »Wie kamst du denn auf diese Summe?«, fragte ich.

»So eine Ignoranz gehört bestraft.« Gähnend streckte sie die Arme aus und lehnte die Hand mit der Zigarette gegen das Kopfteil.

»Achtung!«, rief ich. Hinter ihrem Kopf stob Asche auf.

Augenrollend versenkte Tante Shirin die Zigarette in der vollen Wasserflasche. »Die Leute sind so ungebildet«, sagte sie. »Für die ist jeder ein Scheißaraber. Die wissen nichts über die Perser und dass wir die bedeutendste Zivilisation der Welt waren. Er sagt also:

›Okay, Baby, komm einfach mit mir zum Automaten.«
Aber ich bin ja nicht bescheuert. Ich weiß, dass der Automat solche Summen gar nicht ausspuckt. Also sage ich: ›Du verarschst mich doch.« Da holt er ein Scheckbuch raus, schreibt mir einen Scheck und gibt mir seine ganze Briefftasche als Pfand. Das hab ich ihm abgenommen. Ich hätte es wirklich gemacht.«
»Eine Falle«, sagte ich. »Aber du hast schon recht ... Was macht es für einen Unterschied, dass du Iranerin bist? Die sehen nur eine Frau mit dunkler Haut.«
»Was denn für dunkle Haut?« Sie blickte erst an einem, dann am anderen Arm entlang. »Nein, nein.«
»Ich bitte dich ...«, sagte ich.
»Der Typ wollte mich einfach demütigen. Weil er schöne Frauen hasst.«

Mein Blick fiel auf den Esstisch. Ketel-One-Wodkaflaschen, ein von der Wand genommener Spiegel, aufgerollte Dollarscheine, Gore-Tex-Handschuhe, verschlissene Skipässe an ausgeleierte Bändern, grüne Sojasoßen-Tütchen und benutzte Essstäbchen von Sushi Olé. Auf dem Teppich achtlos abgestreifte Skistiefel mit glänzender, harter Schale. Prada-Einkaufstüten mit schwarzer Schrift auf schwarzem Grund. Halbleere Fiji-Flaschen mit Lippenstifträndern an den Hälsen, deren Inhalt langsam zu Boden sickerte wie Blut.

Ich unterdrückte ein Würgen.

Shirin seufzte. »Und diese opiumrauchenden Trottel«, sagte sie, »kriegen sowieso nichts mit. Sollen die ruhig ihre blöden Spielchen spielen.«

Sie sprach von den Männern, darunter Houman und Dad, die an ihrem runden Tisch mit dem grünen Filz, den irgendjemand eingerollt in seinem Koffer mitgebracht hatte, Karten spielten. Die Luft roch nach allem möglichen Rauch — süß, herb, blumig, und kristallene Scotchgläser funkelten wie Sterne auf dem weichen, grünen Himmel.

»Ich habe ein paar Kommilitonen davon erzählt — anonym natürlich. Eine von ihnen kennt einen Anwalt in Denver. Mit dem sollten wir uns treffen«, sagte ich.

»Ich brauche keinen Anwalt, aber wenn du meinst.«

»Mach's mir ja nicht zu leicht, Auntie«, sagte ich.

»Keine Sorge.«

Ich legte den Kopf in den Nacken und starrte die Lüftungsschlitze an. An den Lamellen klebte grauer Staub wie Flaum in einer Petrischale.



31.
MAI
2024

SANAM MAHLOUJJI

DIE PERSERINNEN

Roman

Aus dem amerikanischen

Englisch von Katharina Martl

Hardcover mit Schutzumschlag

352 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07226-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR WEIN

CARSTEN HENN

Carsten Henn, 1973 in Köln geboren, arbeitete nach seinem Studium als Radiomoderator und ist heute als einer der renommiertesten Weinjournalisten für nationale und internationale Magazine sowie als Restaurantkritiker tätig. Er studierte Weinanbau in Adelaide/ Australien und sitzt in den Jurys mehrerer wichtiger Weinpreise. Viele Jahre war er Chefredakteur des *Gault-Millau WeinGuide* und des Weinmagazins *Vinum*. 2010 kaufte er mit Freunden einen Weinberg im St. Aldegunder Himmelreich an der Terrassenmosel mit über sechzig Jahre alten, wurzelechten Reben, wo er seinen eigenen Wein, einen Riesling, anbaut. In der von ihm gegründeten »Deutschen Wein Entdeckungs-Gesellschaft« kreiert er jedes Jahr mit einem deutschen Spitzenwinzer einen Wein, den es so noch nie gegeben hat.

Seine Leidenschaft gilt aber genauso der Belletristik. Sein Roman »Der Buchspazierer« stand über zwei Jahre auf der SPIEGEL-Bestsellerliste, wurde in dreißig Länder verkauft, eroberte die Herzen der Leserinnen und Leser, erhielt begeisterte Besprechungen und erscheint 2024 als Kinofilm mit Christoph Maria Herbst in der Hauptrolle. Auch sein nächster Roman »Der Geschichtenbäcker« erreichte auf Anhieb die Top Ten der SPIEGEL-Bestsellerliste, blieb viele Monate darauf und wurde vielfach ins Ausland verkauft. Zuletzt erschien sein neuer Roman »Die Butterbrotbriefe«, der erneut die Bestsellerliste erreichte.

Heute lebt Carsten Henn im Rheinland, hält Hühner und Bienen und teilt sein Leben mit Katzen und mit seiner Familie – sowie mit vielen Flaschen Wein, die darauf warten, mit guten Freunden getrunken zu werden.



GEBRAUCHS-
ANWEISUNG



FÜR WEIN

CARSTEN HENN



Carsten Henn ist weit gereist in der Welt des Weins, er gilt als eine der besten Weinnasen Deutschlands und schreibt ebenso fundiert wie augenzwinkernd über die Liebe zum vergorenen Traubensaft. Er spürt dem Boom der Roséweine und finanziellen Exzessen beim Weinkonsum nach. Erzählt von Rebsorten und ihren Vorzügen, von Barriquefässern und Schraubverschlüssen, Weinfarben und Flaschenformen, Bioweinen, Promiweinen und Modeweinen. Davon, welche Weinlagen vom Klimawandel profitieren und wie merkwürdig ein Besuch beim renommiertesten Weingut der Welt verlaufen kann. Er verrät, wie viele unterschiedliche Weingläser man im Schrank haben sollte. Und wie der Weingschmack sich im Lauf eines Lebens wandelt.

INTERVIEW

Fragen von seiner Lektorin Bettina Feldweg

Lieber Herr Henn, Sie sind renommierter Weinjournalist und Juror für mehrere wichtige Weinpreise, Bestsellerautor höchst erfolgreicher Romane und haben bereits einige Bücher rund um Wein veröffentlicht. Wieso eine »Gebrauchsanweisung für Wein«, was reizt Sie an diesem Format?

Seit vielen Jahren bin ich ein Fan dieser wundervollen Piper-Reihe, in der großartige Autorinnen und Autoren schreiben. Wenn ich verreise, schaue ich immer als erstes, ob es eine Gebrauchsanweisung für das Land gibt. Sich mit Wein zu beschäftigen ist wie eine Reise in ein unbekanntes Land: Es gibt auch hier viele ungeschriebene und geschriebene Gesetze, und die Einwohner des Planeten Wein haben ganz eigene Rituale und nutzen manchmal eine Geheimsprache. Ich fand, es war an der Zeit, auch für diese genussvolle Reise eine hoffentlich passend genussvolle Anleitung zu schreiben.

An wen richtet sich Ihre »Gebrauchsanweisung für Wein«: an Insider oder ganz allgemein an Weinliebhaber:innen und Genussmenschen?

Meiner Ansicht nach verbietet sich bei Wein jeder Snobismus, weil Wein allen Freude bereiten kann, absoluten Novizen wie Weinfreaks, Menschen mit wenig Geld ebenso wie jenen mit Privatjet und Konten auf den Cayman Islands. Für jede und jeden gibt es den richtigen Wein, und alle werden in dem Buch etwas Passendes finden. Dabei ist es mir wichtig, augenzwinkernd mit dem Thema umzugehen, denn zu einem Genussmittel wie Wein passt es nicht, bierernst zu sein.

Wie sind Sie zum Weinexperten geworden – Liebe auf den ersten Blick oder eine lange Annäherung?

Tatsächlich Liebe auf den ersten Blick. Im Chemieunterricht der Schule wurde die alkoholische Gärung

durchgenommen – der Feuerzangenbowle-Moment meines Lebens. Eine Exkursion führte an die Ahr. Nach einem Spaziergang auf dem Rotweinwanderweg nahm ich an der Staatlichen Weinbaudomäne Marienthal an der ersten Weinprobe meines Lebens teil und war sofort fasziniert. Wie konnte vergorener Traubensaft nach Vanille duften? Nach Apfel, Pflirsich und Erdbeeren? Meine Leidenschaft war einfach, und sobald ich meinen ersten Wagen besaß, einen VW Käfer, fuhr ich quer durch Deutschland zu Weingütern.

Sie sind ja selbst auch Winzer ...

Winzer ist zu viel gesagt. Mit Freunden und Bekannten habe ich schon vor Längerem Weinbergparzellen an der Terrassenmosel gekauft, die wir einige Jahre bewirtschaftet haben. Und da die Lagen so steil waren, ging alles nur per Hand. Mittlerweile hat sich die Gruppe aufgelöst; eine Parzelle, die nicht genügend Wasser bekam, haben wir gerodet und dann brach fallen lassen, eine verkauft. Die letzte – die steilste – lasse ich vom Weingut Franzen in Bremm betreuen, das daraus einen Wein für mich keltert, wie ich ihn mir wünsche. Das sind jedes Jahr aber nur wenig mehr als hundert Flaschen. Ein Liebhaberprojekt, damit die Lage nicht verloren geht.

Was sagt Ihre Familie zu Ihrer Weinpassion?

Die habe ich alle damit angesteckt. Und das Schönste bei Wein ist ja, ihn in netter Runde zu trinken, da passt das prima!

Zu Fisch nur Weißwein, Rotwein zu rotem Fleisch – wie streng sehen Sie's?

Überhaupt nicht streng. Es passt, was gefällt. Das Wichtigste beim Wein zum Essen ist, dass einem der Wein an sich richtig gut schmeckt. Erst im zweiten



**CHIANTI
CLASSICO
ZUM BEISPIEL
SCHMECKT
VIELEN
GENIESSERN
AUFGRUND
SEINER
CHARMANTEN
KIRSCHNOTEN
UND WECKT
VIELLEICHT
ERINNERUN-
GEN AN DEN
LETZTEN
ITALIEN-
URLAUB.**



Schritt muss er dann auch zum Essen passen. Wenn jemand mit einem schweren Rotwein zu Meeressüßfrüchten glücklich ist, dann soll er oder sie das so machen. Allerdings gibt es ein paar Dinge, die überhaupt keinen Sinn ergeben, weil die Biochemie es nicht zulässt. Rohes Rindfleisch und Rotwein führen zu einem Alufoliengeschmack im Mund, trockene Weine werden von Blauschimmelkäse windelweich geschlagen. Aber bis auf ein paar Ausnahmen dieser Art geht alles, und man sollte da ganz lustvoll experimentieren.

Ich bin zum Abendessen eingeladen und kenne weder die Gastgeberin sehr gut, noch weiß ich die Speisefolge. Mit welchem Wein-Mitbringsel liege ich richtig?

Mit einem Allrounder, der sowohl Weinnovizen wie -experten gefallen könnte. Meist macht man mit einem trockenen Chardonnay von einem guten Weingut wenig falsch. Der ist in der Säure zurückhaltender als ein Riesling und passt zu vielen Speisen. Da viele Menschen immer noch denken, dass Rotweine grundsätzlich die wertigeren Weine sind – was völliger Quatsch ist –, kann man natürlich aus Gründen der Imposanz auch einen solchen mitbringen. Man muss ihn ja nicht zum Essen trinken. Ein Chianti Classico zum Beispiel schmeckt vielen Genießern aufgrund seiner charmanten Kirschnoten und weckt vielleicht Erinnerungen an den letzten Italienurlaub.

Sie haben einmal gesagt, dass es Parallelen zwischen guten Weinen und uns Menschen gibt: Beide werden mit der Zeit besser und reifer.

Das ist eine der faszinierenden Seiten an Wein, dass er sich mit der Zeit verändert, reift, und wir ihn dabei begleiten dürfen. Getränke wie Whisky, Gin oder Rum machen keine Entwicklung mehr durch, sobald sie auf der Flasche sind. Fast alle Biere werden auf der Flasche schlechter. Aber Wein kann tatsächlich besser, komplexer werden. Und es ist ein ganz besonderes Vergnügen, einen 12er-Karton eines Weins zu kaufen und ihn dann bei dieser Veränderung zu begleiten, wie er starke und schwache Phasen hat, wie

Aromen verschwinden und neue aufrauchen ... Es ist, wie einen guten Freund wiederzutreffen und mit ihm über das Vergehen der Zeit zu philosophieren – auf sehr genussvolle Art. Es gibt kein narrativeres Getränk als Wein, der von seiner Heimat, seinem Boden, seinem Klima, seinem Wetter, seiner Rebe, seiner Aufzucht und Behandlung, seiner Zeit im Keller, der Tradition des Weinbaus in seiner Heimat und schließlich auch von seinem Winzer oder seiner Winzerin erzählt.

Gibt es bestimmte Regionen, deren Weine Sie besonders lieben, Gegenden, die Sie vor allem wegen ihrer Weine besuchen?

Ich bin ein großer Fan der Weine des Burgunds – leider werden diese immer unbezahlbarer. Am nächsten sind mir natürlich die Weine Deutschlands, vor allem meiner heimischen Regionen Ahr, Mittelrhein und Mosel. Eine kurze Zeit habe ich in der Pfalz gewohnt, weshalb sich auch diese Weine ein wenig heimisch anfühlen. Wer Weingüter besucht, wird irgendwann das Phänomen kennenlernen, dass uns die Weine der Menschen, die einen am meisten beeindrucken oder denen man sich am engsten verbunden fühlt, am besten schmecken. Unabhängig davon, wie viele Punkte ihnen irgendeine Fachpublikation verleiht. Durch den Wein spricht dann ein Mensch zum anderen.

Haben Sie schon Weinexzesse mitgemacht, die Ihnen hinterher peinlich waren?

Falls Sie keine Beweise vorlegen können, möchte ich an dieser Stelle von meinem Aussageverweigerungsrecht Gebrauch machen!

Sind Ihnen als Kenner schon Pannen passiert?

Vor allen Dingen bei Blindproben. Meine Güte, wie peinlich lag ich da manchmal daneben! Mir sind auch schon alte Korken abgebrochen, weil ich beim Öffnen zu hastig war, oder das Sabrieren – also das Öffnen eines Schaumweines mittels eines Säbels – glückte nicht auf Anhieb.

Was sind für Sie typische Modeweine, werden sie zurecht gehypt?

Aktuell ist der Lugana wortwörtlich in aller Munde, sozusagen der neue Pinot Grigio. Der Erfolg beruht darauf, dass er häufig absolut belanglos ist und nach nichts schmeckt, also auch nicht schlecht. Ebenfalls ein Renner ist momentan Primitivo. Der ist so erfolgreich, weil er so süß und deshalb extrem fruchtig ist, man aber weiterhin behaupten kann, man würde nur trockene Weine trinken. Rosé ist derzeit auch ein Hit, da gibt es Exemplare, die wie flüssige Gummibärchen schmecken, und jene, die großartig den Spagat zwischen Rotfruchtigkeit und Frische hinbekommen.

Wie wichtig sind Influencer:innen, um Weinkonsum zu demokratisieren?

Die Zeit der Weinpäpste ist vorbei, heutzutage gibt es eine Vielzahl von Einzelmeinungen. Wenn diese dazu führen, dass weniger Menschen aufgrund der Etiketten trinken und sich stattdessen auf ihren eigenen Geschmack verlassen, wäre das wunderbar.

Wine Tastings werden immer beliebter – sind Sie ein Fan?

Absolut. Wenn man Weine nebeneinander trinkt, lernt man am meisten darüber, was einem schmeckt und warum. Mit anderen während eines Wine Tastings darüber zu reden ist großartig, weil wir alle unterschiedlich in Sachen Geschmacks- und Geruchssinn sozialisiert wurden. Wein hat so viele Facetten, nicht nur geschmacklich, sondern auch kulturell – es wird nie langweilig, sondern bleibt faszinierend, unabhängig davon, wie viel man schon erfahren hat.



LESEPROBE

Auf die Größe kommt es an

Waffennarren denken bei »Magnum« an besonders effektive Patronen, TV-Gucker der Achtzigerjahre an einen Privatdetektiv, der im Gästehaus von Robin Masters lebt (und Ferrari fährt), meine Kinder ohne Umschweife an Eis und sehr wenige Menschen an einen Abschnitt des Legedarms bei Vögeln. Ich denke an Flaschen. Große Flaschen. Magnum-Buddeln. Es mag teurere, berühmtere Weine in meinem Keller geben als die in den 1,5-Liter-Flaschen – aber nichts sendet mehr Vorfreude durch meine Nervenbahnen als »Das Große« (= magnum, lat.).

5

REBSORTEN, DEREN NAMEN MAN LEICHTER AUSSPRECHEN KANN, WENN MAN SIE GETRUNKEN HAT

- **Fetească Neagră** (Die »Schwarze Mädchentraube«, Rumänien)
- **Hondarrabi Zuri** (Spanien)
- **Xeromacherouda Mavri** (Griechenland)
- **Rkaziteli** (Georgien)
- **Amor-Não-Me-Deixes** (Portugal)



5

PROMIWEINE, DIE DAS GELD NICHT LOHNEN

- **Motörhead Shiraz**
- **Güntherslay von Günther Klum** (Vater von Heidi Klum)
- **Barrymore Carmel Road Pinot Grigio** (Drew Barrymore)
- **Château de Tigné: Anjou Blanc Chenin demi-sec La Cuvée des Ânes** (Gérard Depardieu)
- **Tenute Al Bano Carrisi: Felicità Bianco** (Al Bano Power)



Letztens in Königswinter: Rotweinprobe, zehn Jahre alte Pinot Noir. Flaschen in Normalgröße (0,75 Liter) und zwei Magnums. Wenn ich schreibe, dass dazwischen Welten lagen, untertreibe ich: Galaxien, Universen! Frisch und jugendlich, trotzdem fein gereift und harmonisch die hochgewachsenen Jungs; teilweise weich in den Knien und ausgemergelt die »Normalos«. Wie oft habe ich schon Vergleichbares erlebt. Die Magnums altern in Würde und Schönheit, so wie alternde Filmdiven mit Grandezza. Natürlich bergen die Riesenflaschen auch ein Riesenproblem: Korkschecker, die biblische Heimsuchung aller Weingenießer, vernichtet bei einer Magnum gleich die doppelte Menge. Deshalb ist diese Flaschengröße auch nur etwas für Pokerspieler mit Nerven aus Stahl: Der Einsatz ist hoch, aber der Gewinn auch. Erfreulicherweise benutzen viele Güter für Magnums außerordentlich gute Korke. Weiter so! Festzuhalten bleibt: 0,375-Liter-Flaschen sind ein Scherz, die Weine altern schneller als in einer 700-Watt-Mikrowelle. 0,75-Liter-Flaschen sind völlig in Ordnung, 1,5-Liter-Flaschen sind grandios; darüber hinaus ist der Sprung nicht mehr so riesig.

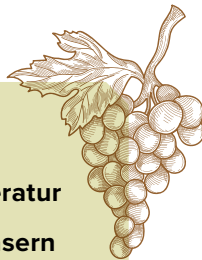


Und mit elegantem Einschenken ist ab Drei-Liter-Flaschen auch Schluss. Das sieht dann immer aus wie Reißen und Stoßen beim olympischen Gewicht-Heben.

Die Frage ist doch: Wie kommt es zu diesen signifikanten Unterschieden beim Wein? Sind es physikalisch-chemische Gründe wie das perfekte Verhältnis von Luft zu Wein, die die Tropfen langsamer und harmonischer heranreifen lassen? Oder haben wir es hier mit etwas ganz anderem, nämlich einem Fall von Zahlenmagie zu tun? Die Dezimaldarstellung des Goldenen Schnitts, der auch als »Göttliche Teilung« bekannt ist, sieht so aus: 1,6180339887 ... Das ist schon sehr nah an der 1,5; näher als an jeder anderen Flaschengröße. Hat Gott also seine Hand im Spiel? Wer eine ganze Pulle Magnum allein leert, glaubt ganz fest daran.

DIE 5

HÄUFIGSTEN FEHLER BEIM WEINTRINKEN



- Der Wein hat die **falsche Temperatur**
- Der Wein ist in den **falschen Gläsern**
- Es sind die richtigen Gläser, aber sie **riechen nach Schrank**
- Im Glas ist ein Wein mit **irgendeiner Auszeichnung**, der einem aber nicht schmeckt
- Am Tisch sitzen die **falschen Mittrinker:innen**



14. MRZ 2024

CARSTEN HENN
GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR WEIN

Flexcover mit Klappen

224 Seiten

16,00 € (D) 16,50 € (A)

ISBN 978-3-492-27770-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

GEBRAUCHSANWEISUNG FÜR NACHBARN



WLADIMIR KAMINER

Die Autoren und Freunde Martin Hyun und Wladimir Kaminer erzählen in offener und humorvoller Art und Weise von Nachbarschaftskonstellationen aller Art. Geheimnisvolle Nachbarn. Sitznachbarn. Nachbarschaftsnetzwerke. Gute Nachbarn, schlechte Nachbarn. Schrebergarten-Nachbarn. Zimmernachbarn. Nachbarschaftsprojekte. Neue Nachbarn. Laute Nachbarn.



Wladimir Kaminer und Martin Hyun haben sie alle erlebt. Die beiden Freunde erklären uns, wie man mit anstrengenden Nachbarn umgeht, einen ungeliebten Mitbewohner loswird, erfolgreich Nachbarschaftsprojekten ausweicht und warum man sich im Wedding nicht bei seinen Nachbarn vorstellt. Ein humorvoller Blick auf ein Thema, das uns alle bewegt.

INTERVIEW

Wladimir Kaminer, geboren 1967 in Moskau, absolvierte eine Ausbildung zum Toningenieur für Theater und Rundfunk und studierte anschließend Dramaturgie am Moskauer Theaterinstitut. Seit 1990 lebt er mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Berlin. Er veröffentlicht regelmäßig Texte in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften, und mit seiner Erzählung »Russendisko« sowie zahlreichen weiteren Bestsellern avancierte er zu einem der beliebtesten und gefragtesten Autoren Deutschlands.



Lieber Martin, lieber Wladimir, woher kennt ihr euch eigentlich?

Martin:

Es war literarische Liebe auf den ersten Blick. Vor sechzehn Jahren hatte ich die Möglichkeit, Wladimir bei einem Kamingsgespräch in Berlin kennenzulernen. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen. Wladimirs persönliche Geschichte hat mich einfach fasziniert. Er kam nach Deutschland, eroberte die Sprache im Sturm und wurde ein Bestsellerautor!

Es war unsere erste Begegnung, und ich hatte Geschichten ausgedrückt, die ich ihm unbedingt zum Lesen mitgeben wollte. Wladimir nahm sie mit und lud mich für denselben Abend zur Russendisko in Berlin-Mitte ein. Als ich dort ankam, brodelte der Laden förmlich vor Energie. Wladimir mag sich vielleicht nicht mehr daran erinnern, aber inmitten dieses tobenden Tanztempels trafen sich unsere Blicke. Plötzlich breitete er seine Arme weit aus und rief mit einer Stimme, die über die laute Musik dröhnte: »Maarrttin! Ich liebe deine Geschichte!«

Dieser magische Moment vor sechzehn Jahren war der Anfang einer wunderbaren Freundschaft.

Wladimir:

Ich habe Martins Geschichten gelesen und musste über vieles lachen. Die Klischees und Vorurteile der Einheimischen, die strenge koreanische Erziehung in einer deutschen Kleinstadt an der niederländischen Grenze, seine Erzählungen waren gerade mein Lieblingsthema: »Menschen in einer unnatürlichen Umgebung, die so tun, als wäre alles im Lot«. Wir müssen mal zusammen ein Buch schreiben, dachte ich.

Und sechzehn Jahre später tut ihr das auch. Was macht genau euch zu Experten für Nachbarn?

Martin:

Das ist eine gute Frage. Ich glaube, wir sind von Geburt an umgeben von Nachbarn aller Art. Das Leben und die Erfahrung machen uns unweigerlich zu Experten für Nachbarn.



Martin Hyun, 1979 in Krefeld geboren und Sohn koreanischer Gastarbeiter, studierte Politik, International Business und International Relations in den USA, Belgien und Bonn. Er war der erste koreanischstämmige Bundesliga-Profi in der Deutschen Eishockey Liga (DEL) sowie Junioren-Nationalspieler Deutschlands. Von 2010 bis 2014 war er freiberuflich als Kolumnist für Deutschlandradio Kultur tätig. Er ist Gründer des interkulturellen Vereins »Hockey is Diversity e.V.« und arbeitete als Deputy Sport Manager für Eishockey und Para-Eishockey im Organisationskomitee der Olympischen Winterspiele 2018 in Südkorea. Bei Piper erschien von ihm die »Gebrauchsanweisung für Südkorea«

Wladimir:

Ich habe noch nie allein gewohnt. Seit ich mit zehn Monaten in den Kindergarten gegeben wurde, war ich von Menschen umgeben, die nicht mit mir verwandt waren. Im Kindergarten besuchte ich eine verlängerte Ganztagesgruppe, später habe ich in den Pionierlagern, im Studentenwohnheim, in der Armeekaserne und in mehreren Ausländerwohnheimen in Deutschland Erfahrungen in der Kunst der guten Nachbarschaft gesammelt.

Habt ihr schon mal in der gleichen Nachbarschaft oder gar in einer WG zusammengewohnt? Könntet ihr euch das vorstellen?

Martin:

Hier in Berlin sind wir quasi Nachbarn. Nicht Tür-an-Tür-Nachbarn, wir leben circa fünf Minuten mit dem Fahrrad voneinander entfernt. Während meiner Universitätszeit in den USA habe ich in einer internationalen Männer-WG gelebt. Mit der Erkenntnis, nie wieder in einer Männer-WG leben zu wollen.

Mit Wladimir wäre das natürlich anders. In unserer WG würden die kreativen Funken nur so sprühen. Unsere Wein- und kulinarischen Kenntnisse würden sich vertiefen und erweitern. Das wäre definitiv eine WG-Erfahrung, die man so schnell nicht vergessen würde.

Wladimir:

Nein und ja. Wir haben nicht zusammengewohnt, aber vorstellbar wäre es für mich auf jeden Fall. Ich mag koreanisches Essen und weiß, dass Martin kein Partylöwe ist.

Was macht einen perfekten Nachbarn für euch aus?

Martin:

Natürlich ist die Vorstellung eines perfekten Nachbarn für jeden unterschiedlich. Für mich sollte ein perfekter Nachbar definitiv ein Grillmeister sein, der mit seinen kulinarischen Künsten die ganze Nachbarschaft begeistert. Aber gleichzeitig sollte er auch

ein Misanthrop sein, damit man seine Ruhe hat und ungestört den eigenen Aktivitäten nachgehen kann. Er sollte auch ein Pedant sein, der darauf achtet, dass alles in der Nachbarschaft ordentlich und sauber ist. Außerdem sollte er auch ein Liebhaber klassischer Musik sein. Stell dir vor, man könnte abends auf dem Balkon sitzen und den wunderbaren Klängen von Schostakowitsch oder Mozart lauschen, die sanft durch die Nachbarschaft schweben. Grillmeister, Misanthrop, Pedant, Liebhaber klassischer Musik und unsichtbarer Beschützer – das wäre ein Nachbar, wie man ihn sich nur wünschen kann.

Wladimir:

Einen perfekten Nachbar kann es aus meiner Sicht gar nicht geben. Wie alle guten Dinge muss der perfekte Nachbar aus vorhandenem Material gebaut werden. Er entsteht durch überlegte zwischenmenschliche Kommunikation. Letzten Endes kann man mit jedem Menschen gut klarkommen. Jedes Problem ist durch Kommunikation lösbar. Fast jedes. Nur nicht gestimmte Klaviere in unmittelbarer Nachbarschaft sind ein unlösbares Problem.

Unsere Nachbarn halten uns für ...?

Martin:

... höfliche, ruhige Nachbarn. Eigentlich sind wir die perfekten Nachbarn.

Wladimir:

Sie halten uns mit Sicherheit für komische Original-Russen, aber ich denke, meine Nachbarn haben sich mit mir abgefunden. Sie nehmen mich als einen Teil der sehr vielfältigen Welt wahr.

... aber in Wirklichkeit wären wir gern ...?

Martin:

... der DJ-Nachbar, der die Nachbarschaft mit harten, schnellen und lauten Beats beschallt.

Wladimir:

Ich wäre gern ein Spießer, aber nicht für immer, nur eine Zeit lang.

Was würdest du als Spießer gerne mal machen?

Wladimir:

Ich würde als Spießer eine Videokamera im Hof neben dem Sandkasten installieren, um herauszufinden, wessen Hund da reinmacht.

Bei meinen Nachbarn bin ich beliebt, weil ...?

Martin:

... ich die Pakete von allen Nachbarn annehme und unsere Wohnung dadurch regelmäßig aussieht wie eine Postfiliale. Zudem werfe ich meine Kartons immer zerkleinert in die blaue Tonne, so dass die anderen Nachbarn auch noch Platz haben, ihre Kartons wegzuschmeißen. Und ich habe immer extra Salz, Zucker, Eier und weitere Lebensmittel da, um mit meinen Nachbarn zu teilen.

Wladimir:

... ich sie bei keinen nachbarschaftlichen Aktivitäten störe – die sind mir nie zu laut genug.

Zum Glück wissen meine Nachbarn nicht, dass ich derjenige bin, der ...

Martin:

... ab und an Gitarrenkonzerte gibt – aber natürlich immer zu erlaubten Uhrzeiten. Und dann ist da die Nachbarskatze, die ich manchmal zu uns einlade und füttere, so dass die Nachbarin sich schon über die Gewichtszunahme wundert.

Wladimir:

... letztes Jahr an Silvester einen Feuerwerkskörper aufs Dach schoss!

Ein Leben ohne Nachbarn wäre ...?

Martin:

... wie eine Pizza ohne Belag – irgendwie unvollständig und langweilig. Denn Nachbarn bringen Leben, Farbe und Würze in unseren Alltag. Sie sind wie die Nebendarsteller in unserem persönlichen Film. Ein Leben ohne Nachbarn wäre eine stille Welt ohne neugierige Blicke über den Gartenzaun, ohne freundliche Grüße im Treppenhaus und ohne die Möglichkeit, einander bei kleinen Alltagsproblemen zu helfen. Ja, es gäbe vielleicht mehr Ruhe und weniger Gelegenheiten für ungewollte Begegnungen, aber auch weniger Gelegenheiten für unerwartete Freundschaften und gemeinsame Abenteuer.

Wladimir:

... nicht möglich.

Mein schönstes Nachbarschaftserlebnis war ...?

Martin:

Das geht zurück in meine Kindheit bei meinen Eltern in der Reihenhaussiedlung in Krefeld. Mein Vater war wahrscheinlich der erste, der eine Karaoke-Maschine vom Heimaturlaub in Südkorea nach Deutschland brachte. Er ließ dann fast jeden Abend den Krefelder Nachthimmel mit koreanischen Schlagerhits erstrahlen und beschallte die Reihenhaussiedlung mit seinen Gesangskünsten.

Die tapferen Nachbarn haben sich nie über den Lärm beschwert oder die Polizei gerufen. Sie haben mit meinem Vater mitgeföhlt, der mit dem Singen sein Heimweh stillte.

Wladimir:

Als in Berlin eine Welle von Betrugsfällen auftrat, bei der Menschen an falsche Adressen Sachen bestellten, hat die Nachbarin Nicola auf einen Zettel an unsere Haustür geklebt: »Hier ist Paketbetrug nicht möglich. Wir kennen unsere Nachbarn!«



14.
MRZ
2024

MARTIN HYUN UND WLADIMIR KAMINER

GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR NACHBARN

Flexcover mit Klappen

224 Seiten

16,00 € (D) 16,50 € (A)

ISBN 978-3-492-27769-3

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

DIE STARKE MARKE:

4,5

MILLIONEN
VERKAUFTE
GEBRAUCHS-
ANWEISUNGEN

BERÜHMTE ORTE UND EINBLICKE, DIE SONST VERBORGEN BLEIBEN

*»Höchst vergnüglich.«**»Gebrauchsanweisungen zum
souveränen Nachahmen.«**»Perlen des Reisefeuilletons.«*



**THOMAS
BLUBACHER**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR KREUZFAHRTEN**

28.03.2024 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27780-8



**JULI
ZEH**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR PFERDE**

24.02.2022 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27762-4



**STELLA
BETTERMANN**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR DEN STRAND**

27.04.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27768-6



**PETER
WOHLLEBEN**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR DEN WALD**

29.06.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27771-6



**JAROŠLAV
RUDIŠ**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜRS ZUGREISEN**

30.09.2021 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27749-5



**JOSCHA
REMUS**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR AUSTRALIEN**

02.11.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27774-7



ILJA TROJANOW

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR INDIEN**

03.05.2024 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27781-5



KRISTOF MAGNUSSON

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR ISLAND**

01.02.2024 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27779-2



HENNING KLÜVER

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR ITALIEN**

24.02.2022 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27759-4



JENNY HOCH

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR KORSIKA**

23.02.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27764-8



ANDREAS KOSSERT

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR MASUREN**

30.06.2022 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27673-3



EBBA D. DROLSHAGEN

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR NORWEGEN**

29.06.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27763-1



**MAREIKE
KRÜGEL | JAN
CHRISTOPHERSEN**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR SCHLESWIG-HOLSTEIN**

30.06.2022 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27757-0



**ANTJE RÁVIK
STRUBEL**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR SCHWEDEN**

24.02.2022 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27761-7



ALES ŠTEGER

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR SLOWENIEN**

24.02.2022 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27750-1



**REINHOLD
MESSNER**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR SÜDTIROL**

29.06.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27776-1



**ADRIANO
SACK**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR DIE USA**

30.03.2023 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27767-9



**MONIKA
CZERNIN**

**GEBRAUCHSANWEISUNG
FÜR WIEN**

28.03.2024 | 16,00 € (D)

ISBN 978-3-492-27775-4

70

MICHAEL SCHMIDT-SALOMON
DIE EVOLUTION DES DENKENS

DIE EVOLUTION DES DENKENS



MICHAEL SCHMIDT-SALOMON

LESEPROBE

Das moderne Weltbild – und wem wir es verdanken

Ich werde in diesem Buch zehn Personen vorstellen, von denen ich mir wünschen würde, dass sie eine größere Reichweite entfalten könnten als Cristiano Ronaldo oder Donald Trump. Die meisten von ihnen lebten im 19. und 20. Jahrhundert. Einer von ihnen starb vor gerade einmal einem Vierteljahrhundert, ein anderer schon vor mehr als zwei Jahrtausenden. Ich habe sie nicht deshalb ausgewählt, weil sie die »größten Genies aller Zeiten« sind (die vorangegangenen Ausführungen sollten klargestellt haben, wie unsinnig solche Rankings sind), sondern weil ich meine, dass sie Gedanken formuliert haben, die uns in besonderer Weise dabei helfen können, ein zeitgemäßes Weltbild zu entwickeln, mit dessen Hilfe wir die Probleme der Menschheit im »Anthropozän« (dem »geologischen Zeitalter der Menschheit«) rationaler angehen können.

Kritiker*innen werden zweifellos monieren, dass meine »zehn Influencer für eine bessere Welt« überwiegend »alte, weiße Männer« sind. Tatsächlich findet sich unter ihnen nur eine einzige Frau – und sie alle stammen zudem auch noch aus dem westlichen Kulturkreis! Dies lädt zu Missverständnissen ein, die ich gerne aus dem Weg räumen möchte (auch wenn ich befürchte, dass dies in einigen Fällen ein hoffnungsloses Unterfangen sein dürfte).

Zunächst einmal: Die Auswahl besagt natürlich keineswegs, dass Männer begabter sind als Frauen oder Europäer talentierter als Asiaten oder Afrikaner. Sie belegt nur, dass europäische Männer bis ins 20. Jahrhundert höhere Chancen hatten, Werke hervorzubringen, die noch nach ihrem Tod von Bedeutung sind. Unabhängig davon kann kein Zweifel daran bestehen, dass es Menschen anderer Herkunft und anderen Geschlechts gegeben hat, die ähnlich talentiert waren wie Darwin, Marx oder Einstein. Letztere aber hatten den Vorteil, mit ihren Eigenschaften »zur richtigen Zeit am richtigen Ort« zu sein, ansonsten wären auch sie längst vergessen.

Für Frauen gab es in der Vergangenheit für solchen Nachruhm kaum die »richtige Zeit« noch den »richtigen Ort«. Welcher Schaden daraus entstanden ist, dass die Hälfte der Menschheit über so lange Zeit intellektuell ausgegrenzt wurde, lässt sich schwer ermessen. Zweifellos könnten wir uns heute an sehr viel mehr bedeutenden Künstlerinnen, Philosophinnen und Wissenschaftlerinnen erfreuen, hätten patriarchale Verhältnisse Frauen nicht über Jahrhunderte daran gehindert, ihre Potenziale zu entfalten. Der geringe Frauenanteil unter »meinen Influencern« lässt sich also leicht erklären – doch warum stammen sie alle aus dem westlichen Kulturkreis? Verbirgt sich dahinter nicht ein »Kultur-Bias« (eine kulturell bedingte Wahrnehmungsverzerrung), wenn nicht sogar eine unverhohlene Form von »Kulturimperialismus«? Nun, so etwas ist nie auszuschließen, auch wenn man sich darum bemüht. Sicher ist allerdings, dass es in diesem Buch nicht darum geht, die Leistungen, die in anderen Kulturen erbracht wurden (man denke nur an das chinesische oder altägyptische Reich), in irgendeiner Weise herabzuwürdigen. Es sollte klar sein, dass Humanismus und Aufklärung keineswegs »exklusive Kulturgüter des Westens« sind (wie oft behauptet wird), sondern dass es sich hierbei um ein »Weltkulturerbe der Menschheit« handelt, an dem Männer und Frauen aller Zeiten und aller Kontinente mitgewirkt haben.

Dennoch dürfen wir nicht ignorieren, dass es vom 18. bis zum 20. Jahrhundert einen außergewöhnlichen *Hotspot* der intellektuellen, künstlerischen und technologischen Entwicklung gegeben hat – und der lag nun einmal in Westeuropa und Nordamerika! Für begabte Menschen (vor allem Männer) der Bildungsschicht war dies genau die richtige Zeit und der richtige Ort, um revolutionär neue Perspektiven zu entwickeln, die das traditionelle Weltbild aus den Angeln heben sollten.

Einige Jahrhunderte zuvor hätte man »dem Westen« eine solche Vorreiterrolle kaum zugetraut, denn vom 9. bis zum 13. Jahrhundert lag der »kulturelle Hotspot der Menschheit« im Osten. Während unter islamischer Herrschaft Gelehrte wie Al-Razi (864–925), Ibn al-Haitham (um 964–1039) oder Ibn Sina (980–1037) relativ frei forschen konnten und zu außergewöhnlichen Erkenntnissen kamen, befand sich das christliche Europa in einem verhängnisvollen kulturellen Stillstand. Erst mit der Renaissance (der »Wiedergeburt« Europas, die mit der Wiederentdeckung antiker, vorchristlicher Schriften einherging) konnte sich der Westen allmählich aus der religiösen Umklammerung befreien. Die fast gleichzeitige Erfindung des modernen Buchdrucks durch Johannes Gutenberg (um 1400–1468) sorgte dafür, dass neue Sichtweisen immer effektiver verbreitet werden konnten. Durch Flugschriften und Bücher, später auch durch Zeitungen und Magazine, wurden immer größere Bevölkerungsteile erreicht und in den »transformativen Kreislauf des Wissens« eingebunden, was die kulturelle Evolution in Europa enorm beschleunigte. Mitte des 18. Jahrhunderts war die »kritische Masse« an gebildeten Menschen (vornehmlich männlichen Geschlechts) erreicht, die notwendig ist, um revolutionär neue Erkenntnisse zu entwickeln. Denn: »Ein Kopf denkt nie allein«, wie es der Schriftsteller Karlheinz Deschner einmal formuliert hat. Nirgends wird dies so deutlich wie auf dem Gebiet der Wissenschaft. Auf einer einsamen Insel wären weder die Evolutionstheorie noch die Relativitätstheorie entstanden. Es bedarf eines reichen Reservoirs an Erkenntnissen und eines unablässigen Austauschs von Argumenten, um große Ideen zu gebären.

Auf den Schultern von Riesen

So originell uns die »großen Denkerinnen und Denker der Menschheit« auch erscheinen mögen – sie alle waren abhängig von dem intellektuellen Umfeld, das sie umgab, sowie von den Leistungen, die andere vor ihnen erbracht hatten. Isaac Newton (1643–1727) drückte dies einmal folgendermaßen aus: »Wenn ich weiter gesehen habe, so deshalb, weil ich auf den Schultern von Riesen stehe.«

Man könnte dies als Ausdruck einer übermäßigen Bescheidenheit deuten – schließlich war Newton, dem wir u.a. die Bewegungsgesetze, das Gravitationsgesetz sowie die Erklärung des Lichtspektrums verdanken, einer der bedeutendsten Wissenschaftler aller Zeiten. Doch ging es Newton wirklich darum, sein Licht unter den Scheffel zu stellen? Hat er allen Ernstes geglaubt, dass seine Vorgänger ihn in wissenschaftlicher Hinsicht überragen würden, also im Gegensatz zu ihm »Riesen« waren, Gestalten von übermenschlicher Größe? Sicherlich nicht. Er wollte bloß zeigen, wie sehr seine eigenen Erkenntnisse auf dem aufbauten, was andere bereits vor ihm erkannt hatten.

Was sich am Beispiel Newtons leicht sehen lässt, trifft auf sämtliche Wissenschaftler*innen, Philosoph*innen und Künstler*innen der Geschichte zu: Sie alle waren weit weniger originell, als es aus der Ferne erscheinen mag, sondern in hochkomplexe Ursache-Wirkungs-Netze eingebunden, die sich in ihren Werken widerspiegeln. Hieraus lässt sich eine Einsicht ableiten, die dem »Geniekult« früherer Tage diametral entgegensteht. Pointiert formuliert: Kein Werk hat nur einen Schöpfer! Deshalb sollten wir die »bedeutenden Vertreter der Wissenschaft, Philosophie und Kunst« nicht als alleinige Urheber ihrer Werke betrachten, sondern vielmehr als *letzte Glieder einer langen, komplexen Determinationskette*, welche die Entstehung dieser Werke ermöglicht hat. Revolutionäre Erkenntnisse haben eine lange evolutionäre Vorgeschichte.

Das Problem der kulturellen Demenz

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil ich in den letzten Jahren den Eindruck gewonnen habe, dass in der Flut der Informationen, die uns tagtäglich überschwemmt, relevantes Wissen verlorengeht. Selbst in akademischen Kreisen scheinen viele Zeitgenossinnen und Zeitgenossen die Grundlagen des modernen Weltbildes kaum noch zu kennen, geschweige denn, dass sie wüssten, wem wir diese Grundlagen zu verdanken haben.

Diese »kulturelle Demenz« ist gefährlich, weil sie unsere Perspektive verengt. Tatsächlich lassen sich

einige Probleme der Gegenwart klarer sehen, wenn man die reichen Erkenntnisse der Vergangenheit zu schätzen weiß. Andernfalls verliert man schnell die Orientierung und ist dazu verdammt, die gleichen Fragen immer und immer wieder neu zu diskutieren, obwohl die maßgeblichen Antworten schon vor Jahrzehnten, wenn nicht sogar vor Jahrhunderten bereits gefunden wurden.

Nichts ist beständiger als der Wandel – Charles Darwin und die Entdeckung der Evolution

»Mir ist, als gestände ich einen Mord ...«

1844 – mehr als fünf Jahre, nachdem er die grundlegenden Ideen zur Veränderung der Arten in seinem Notizbuch skizziert hat – bringt Charles Darwin erstmals den Mut auf, sich einem Kollegen anzuvertrauen. Am Ende seines berühmten Briefes an den

Botaniker Joseph Hooker (1817-1911) gibt er zu, sich »mit einem vermessenen Werke« zu beschäftigen. Er kenne »keinen Menschen, der es nicht töricht heißen würde«, doch inzwischen sei er »nahezu überzeugt [...], dass die Spezies nicht unveränderlich sind (mir ist, als gestände ich einen Mord). [...] Ich glaube, das einfache Mittel entdeckt zu haben [...], durch das die Spezies so ausgezeichnet an verschiedene Zwecke angepasst sind. Sie werden nun stöhnen und bei sich denken, ‚wem habe ich da geschrieben und meine Zeit vergeudet?‘. Noch vor fünf Jahren hätte ich das Gleiche gedacht ...«

Zu Darwins Erleichterung zeigt sich Hooker eher interessiert als entrüstet. Und so baut Darwin den 35-seitigen Aufsatz, den er bereits 1842 zur »natürlichen Auslese« formuliert hat, zu einem 230-seitigen Manuskript aus. Schon im Juli 1844 ist der Text vollendet. Er enthält bereits alle zentralen Thesen sowie viele markante Formulierungen des bahnbrechenden





**DIESE
»KULTURELLE
DEMENTZ« IST
GEFÄHRLICH,
WEIL SIE
UNSERE PER-
SPEKTIVE
VERENGT.**

Werks, das 15 Jahre später unter dem Titel *Über die Entstehung der Arten* das traditionelle Weltbild erschüttern wird. Doch Darwin scheut sich noch davor, seine »gefährliche Theorie« zu veröffentlichen. Also schließt er das Manuskript weg und weist seine Frau an, im Falle seines plötzlichen Todes einen kompetenten Experten mit der Herausgabe des Buches zu beauftragen, wofür er 400 Pfund aus seinem Erbe vorsieht.

Man muss sich vergegenwärtigen, was hier geschieht: Darwin hat gerade die vielleicht bedeutendste Theorie der gesamten Wissenschaftsgeschichte formuliert – doch er legt sie auf Eis und beschäftigt sich stattdessen acht lange Jahre (!) mit der Erforschung von Rankenfußkrebse, denen er zwei dicke Bände widmet. Erst 1854 nimmt er die Arbeit an der Evolutionstheorie wieder auf, denkt aber noch immer nicht an eine Veröffentlichung. Dazu kommt es erst, als er 1858 von den Arbeiten des britischen Naturforschers Alfred Russel Wallace (1823-1913) erfährt. Dieser ist nämlich auf seinen Expeditionen zu ähnlichen Ergebnissen gelangt wie Darwin 20 Jahre zuvor, hat aber im Gegensatz zu Darwin keinerlei

Hemmungen, seine Erkenntnisse umgehend zu publizieren.

Darwin steht unter Schock, da er befürchten muss, die Priorität für die Entwicklung der Evolutionstheorie zu verlieren. Dies allerdings wird im letzten Moment mithilfe eines »Gentleman-Agreements« (dank der Fairness von Wallace) verhindert: Darwins Vertraute Joseph Hooker und Charles Lyell (1797-1875), die ihren Freund immer wieder bedrängt hatten, seine Theorie zu publizieren, sorgen dafür, dass am 1. Juli 1858 nicht nur der maßgebliche Aufsatz von Wallace, sondern auch Darwins unveröffentlichte Schriften zur Evolutionstheorie in der *Linnean Society of London* vorgestellt werden.

Kurioserweise stößt der Vortrag, der das wissenschaftliche Weltbild eigentlich hätte erschüttern müssen, auf wenig Resonanz. Der Präsident der *Linnean Society*, der Zoologe Thomas Bell (1792-1880), meint in seinem Jahresrückblick sogar, 1858 habe es keine »auffallenden Entdeckungen« gegeben. Diese Einschätzung erweist sich jedoch wenig später als obsolet: Als Charles Darwins Buch *Über die Entstehung der Arten* am 24. November 1859 erscheint, schlägt es ein wie eine Bombe. Wohl kein Werk der Geschichte hat die Sicht des Menschen auf sich selbst und auf die Welt so schnell und so nachhaltig verändert. Schon zwei Tage vor dem offiziellen Erscheinungsdatum ist die Erstauflage vergriffen. In kürzester Zeit avanciert Darwins Theorie zu dem Gesprächsthema in gebildeten Kreisen und es dauert nur wenige Jahre, bis das Konzept der evolutionären Veränderung der Arten internationale Anerkennung findet.

Warum also zögert Darwin so lange, seine Theorie zu veröffentlichen? Zwei Aspekte scheinen hierbei von besonderer Bedeutung zu sein: Zum einen ist Darwin ein äußerst vorsichtiger Forscher, der seine Theorie penibel belegen will, bevor er damit an die Öffentlichkeit geht. Zum anderen ist er sich der enormen Tragweite der Evolutionstheorie bewusst. Daher befürchtet er nicht nur, durch eine voreilige Publikation seinen Ruf als Wissenschaftler zu ruinieren, er hat auch großen Respekt vor Angriffen von religiöser Seite. Denn Darwin weiß nur zu gut, dass seine Evolutionstheorie im Widerspruch zur christlichen Schöpfungslehre steht.

Anfangs hat er selbst Probleme, den weltanschaulichen Schock zu verarbeiten, der mit seiner Theorie einhergeht. Denn der junge Darwin versteht sich als »frommer Christ«. Auf Anraten seines Vaters hat er sogar Theologie studiert – mit dem Ziel, Geistlicher der *Kirche von England* zu werden. Noch auf seiner Reise mit der *Beagle* ist Darwin felsenfest von den »Glaubenswahrheiten« des Christentums überzeugt, wie er sich in seiner Autobiografie von 1876 erinnert: »Ich weiß noch, wie etliche Schiffsoffiziere über mich lachten, weil ich die Bibel als unanfechtbare Autorität in einer Frage der Moral zitierte.«

Selbst Jahre später, als er beginnt, die Theorie der natürlichen Auslese zu entwickeln, traut er sich kaum, das christliche Weltbild infrage zu stellen. Rational ist ihm zwar klar, dass er sich zwischen Evolution und Schöpfung entscheiden muss, emotional aber will er dies lange nicht wahrhaben, wie er in seinen Lebenserinnerungen berichtet: »Ich war aber gar nicht willens, meinen Glauben aufzugeben.« Doch die Zweifel mehren sich. Charles Darwin kann die Diskrepanz zwischen dem, was er weiß, und dem, was er glauben sollte, nicht länger verdrängen. Allmählich wird ihm zur Gewissheit, dass das, was er in der Natur entdeckt, mit den Lehren der Religion nicht mehr in Einklang zu bringen ist. Darwin resümiert: »So beschlich mich der Unglaube ganz langsam, am Ende aber war er unabweisbar und vollständig.«

Dies allerdings kann er erst in seiner Autobiografie, wenige Jahre vor seinem Tod, so freimütig zugeben. In den Jahrzehnten zuvor wird er von heftigen Gewissensbissen geplagt. Obgleich er schon 1844 davon überzeugt ist, dass seine Theorie einen »beträchtlichen Schritt für die Wissenschaft« bedeuten würde, hadert er mit der Frage, ob er sie überhaupt veröffentlichen dürfe. Schließlich ist ihm bewusst, wie schwer es ihm selbst gefallen ist, die weitreichenden Konsequenzen der Evolutionstheorie zu verdauen – wie viel schwerer musste es da erst allen anderen fallen, die nicht mit eigenen Augen gesehen haben, was er gesehen hat? Hatte er das Recht, eine Theorie zu veröffentlichen, die eine fundamentale Glaubenskrise auslösen könnte? Durfte er den Menschen die Illusion nehmen, die »Krone« einer gut gemeinten, gut gemachten »göttlichen Schöpfung« zu sein?



29.
FEB
2024

MICHAEL SCHMIDT-SALOMON
DIE EVOLUTION DES DENKENS

Das moderne Weltbild –
und wem wir es verdanken

Hardcover mit Schutzumschlag

352 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07262-5

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

76

MICHAEL NAST

WEIL DA IRGENDETWAS FEHLT

A close-up portrait of Michael Nast, a man with short brown hair and a light beard, looking directly at the camera with a neutral expression. He is wearing a dark blue t-shirt. The background is a soft, out-of-focus blue.

WEIL DA IRGENDETWAS FEHLT

MICHAEL NAST

LESEPROBE

Bereit für die nächste Sitzung?

Ein Vorwort

Was mich an der Arbeit als Autor schon immer angezogen hat, war die Idee, mich in dem reichhaltigen Rohstoff zu bewegen, aus dem meine Texte entstehen. Teil des Materials zu sein. Ich werde immer mal wieder gefragt, ob es nicht anstrengend sei, die Welt auf diese Art zu betrachten. Fortwährend alle und alles zu analysieren, zu bewerten oder in Zusammenhänge einzuordnen? Es müsse doch belastend sein, jede Unterhaltung, jedes Date oder jedes Familientreffen zu einer Charakteranalyse zu machen. Nähme mir das nicht jede Ungezwungenheit? Könne ich meinen Alltag durch dieses fortwährende Abtasten und Bewerten überhaupt noch genießen? Solche Fragen stellen sogar gute Freunde, dennoch entstehen sie aus einem Missverständnis.

Es ist ja nicht so, dass ich mich permanent mit einem analytischen Blick durch meinen Alltag bewege. Für mich gibt es zwei Arten, die Welt zu betrachten. Es gibt den Blick des Menschen aus dem Leben, dessen Teil ich bin, und es gibt den Blick des Autors.

Manche Texte sind klüger als der Mensch, der sie geschrieben hat. Das hat der Dramatiker Heiner Müller mal in einem Interview gesagt. Ich glaube, meine Texte sind generell klüger als ich. In ihnen sehe ich mehr als die Person, die ich in meinem Alltag bin. In ihnen beschäftige ich mich mit den Dingen, komme zu Schlüssen, zu denen ich unmittelbar gar nicht kommen würde. Erst unter dem Blick des Autors – wenn ich mich an meinem Schreibtisch setze und aus der Welt zurückziehe, um sie mit Abstand zu betrachten –, erst dann wird das Leben zu Material.

Der Blick des Autors ist manchmal gnadenlos. Jemanden mit diesem Blick zu sehen, kann für das Gegenüber schnell verletzend, schmerzvoll und enttäuschend sein. Gerade am Anfang, in meinen ersten publizistischen Texten, als ich die Verletzungen, die ich anderen damit zufügte, noch nicht einschätzen konnte, hat er mich nicht wenige Bekanntschaften

gekostet, und auch zwei Freundschaften sind über die Jahre dadurch abgekühlt.

»Es gehört ja zu deiner Job-Beschreibung, vor allem das Negative zu sehen«, sagt ein guter Freund gelegentlich, wenn er fürchtet, durch eine unbedachte Äußerung in meinen Texten aufzutauchen.

Seine Feststellung dient der Abwehr. Er möchte meine Arbeitsweise so sehen, um sein Selbstbild nicht zu beschädigen. Aber er hat diese Äußerungen ja getätigt, er will sich nur nicht so sehen. Mein guter Freund übersieht, dass auch seine eigene Sicht verstellt ist. Sie behindert den Blick auf sich selbst. Den Blick auf das Echte.

Das geht mir selbst genauso: Ich stehe zu nah vor meinem Spiegelbild. Ich nehme das Fehlerhafte in meinem Leben gar nicht wahr. Ich neige dazu, alles, was mir widerfährt, in seiner Unmittelbarkeit zu beurteilen. Ich richte meine Aufmerksamkeit vor allem auf die Details, ohne das Gesamtbild zu erfassen. Während ich mich auf die Einzelheiten stürze, verliere ich das große Ganze aus den Augen. Vielleicht weil etwas in mir nicht das eigentliche Problem sehen will, das unter dem Alltäglichen verborgen liegt.

Mit dem Blick des Autors schaffe ich einen Abstand zu mir selbst, über den ich mich neu zu sehen lerne. Vielleicht sogar, mich besser zu verstehen. Nicht als Methode, eher als Nebeneffekt. Interessanterweise fällt es mir während des Schreibens gar nicht auf. Erst auf Lesungen, wenn ich die Texte laut vortrage, wird mir oft klar, wie gnadenlos dieser Blick beim Schreiben ist. Ihn wende ich in meinen Texten allerdings vor allem auf mich an. Wenn ich mich dadurch gebrochen anschau, indem ich mich selbst als Material verstehe, Verhalten und Gefühle sichte, analysiere und einordne, entdecke ich Zusammenhänge zwischen Ereignissen, die scheinbar nichts miteinander zu tun haben, aber auf einer tieferen Ebene wie selbstverständlich miteinander verwoben sind.



***ER STELLT DIE
FRAGE NACH
DEM »WARUM«,
DAS HINTER
DEM »WARUM«
LIEGT, UM NACH
DEM »WARUM«
ZU FRAGEN, DAS
WIEDERUM DA-
HINTER LIEGT.***

Ich nehme keine Rücksichten auf andere, aber vor allem nehme ich keine Rücksichten auf mich. Das Schreiben hilft mir, die Dinge, die ich in meinem Alltag oft nur betrachte, wirklich zu sehen. Auch wenn ich in einen Spiegel blicke. Der Blick des Autors macht meine Texte zu einer gnadenlosen Selbsttherapie.

Die meisten Irrtümer meines Lebens erkenne ich oft erst an ihren Folgen. Das liegt daran, dass ich viele davon gar nicht als Irrtümer erkenne. Wenn ich mich in meinem Alltag bewege, fehlt mir die nötige Distanz, um sie wahrzunehmen. Mir fehlt einfach der Überblick. Mir ist schon klar, dass ich mich immer in den Ergebnissen des Lebens bewege, das ich bisher geführt habe. Eine unübersichtliche Kette von Entscheidungen und Nichtentscheidungen, die mich in meinen gegenwärtigen Alltag geführt haben. Wie ich mich auch entschied, es erschien mir in dem Moment vollkommen schlüssig und gerechtfertigt. Ich stellte meine Entscheidungen nicht infrage. Wenn ich allerdings ihre Folgen betrachte, sieht das schon etwas anders aus. Als Mensch geht es mir unter anderem darum, Antworten zu finden, mit denen ich gut leben kann. So funktionieren auch die meisten dieser Zitatbilder, mit denen die sozialen Medien überschwemmt werden.

Sie geben Antworten, die ein Aha-Erlebnis auslösen, aber letztlich nicht so sehr schmerzen, dass man wirklich etwas ändern würde. Denn darum geht es doch am Ende: dass es nicht wehtut. Aber Antworten, die nicht wehtun, sind nur Schmerzmittel.

Ich habe erst spät begriffen, dass die meisten Probleme in meinem Leben nur Folgen sind. Symptome tiefer liegender Probleme.

Wie jemand, der den Fehler macht, die Anzeichen einer Erkrankung für die Erkrankung selbst zu halten, neige ich seit Jahren zu den falschen Schlüssen. Ich beschäftige mich sehr eingehend mit den Symptomen, wich aber meist der Frage aus, was diese hervorgerufen hat. Ich analysierte sie dann zwar, versuchte sie abzumildern, wurde aber immer ratloser, weil ich trotz aller Maßnahmen zu keinen zufriedenstellenden Resultaten gelangte. Ich steckte in meiner ganz persönlichen Schmerztherapie fest. Mit ihr bewegte ich mich immer nur auf der Oberfläche.

Aber mein Blick als Autor bricht die Oberflächen auf. Er stellt die Frage nach dem »Warum«, das hinter dem »Warum« liegt, um nach dem »Warum« zu fragen, das wiederum dahinter liegt. Man kann das endlos so fortführen, und hinter jede Antwort ein neues Warum setzen. Es ähnelt dem Gespräch mit einem Kind, das immer weiter nachfragt, obwohl man annimmt, längst eine zufriedenstellende Antwort gegeben zu haben. Obwohl man nun seine Ruhe haben will. Bei einem Kind ist es ein Spiel, aber wenn man dieses Spiel ernstnimmt, ist es eine Methode, die Dinge zu Ende zu denken.

Das ist es, was ich mit »Es muss wehtun« meine. Weiter zu fragen, obwohl man annimmt, die Antwort schon gefunden zu haben, mit der man eigentlich ganz gut leben kann. Immer weiter. Bis einem die Antworten nicht mehr gefallen. Bis sie wehtun. Erst dann kann man die Schmerzmittel absetzen.

Die Texte in diesem Buch sind voller Symptome. Symptome, die ich lange für die eigentlichen Probleme gehalten habe. Vielleicht geht es Ihnen bei der Lektüre ähnlich. Vielleicht finden Sie sich in Texten dieses Buches wieder, aber erst wenn Sie sich angegriffen fühlen, oder Passagen persönlich nehmen, berühren sie den Kern.

Es kann sehr aufschlussreich sein, eigene Gewissheiten zu prüfen, die einem so klar und unverrückbar erscheinen, indem man die Haltung, mit der man sich

durchs Leben bewegt, nach seinen Folgen beurteilt. Vielleicht ist das die eigentliche Klammer, die die Texte dieses Buches zusammenhält. Vielleicht ist es das, was mir mein Blick als Autor eigentlich sagen will. Er fordert mich auf, meine Gewissheiten zu prüfen. Vor allem die über mich selbst. Ich glaube, genau darum geht es in diesem Buch.

Ich muss nur bereit sein. Dafür, mein Smartphone, auszuschalten, mich an meinen Schreibtisch zurückzuziehen, um mich und mein Leben mit Abstand zu betrachten. Ich muss nur bereit sein.

Bereit für die nächste Sitzung.

Im »Hätte, wäre, wenn«-Leben

Wie viele sehne auch ich mich danach, mein Leben zu ändern. Aber ich mache es nicht. Es könnte ja mit Einschränkungen verbunden sein. Über die Gefahren eines »Hätte, wäre, wenn«-Lebens.

Viele Leute spüren den Impuls, ihrem Leben eine neue Richtung zu geben. Aber sie tun es nicht. Meine Freundin Emma, die in einem Einfamilienhausgebiet am nördlichen Rand Berlins lebt, beklagt sich zum Beispiel seit Jahren darüber, wie einsam sie sich in der Gegend fühlt. Das überrascht mich nicht, denn ihre Gefühle waren abzusehen.

Sie zog vor fünf Jahren mit ihrem Freund dorthin. Vorher lebten sie in Prenzlauer Berg. Mit dem Umzug wechselte sie auch die Welt, in der sie sich bewegt.

Ich kann mich noch an die Zeit davor erinnern. Wenn Gespräche ihren bevorstehenden Ortswechsel berührten, erwähnte sie konsequent, sie zöge nach Weißensee, obwohl das Haus im Ortsteil Hohenschönhausen liegt. Dann wechselte sie schnell das Thema, um Fragen auszuweichen, die diese Irreführung aufdecken könnten. Das hat gute Gründe. Imagegründe. Wer sich in Berlin nicht so gut auskennt: Hohenschönhausen gehört nicht unbedingt zu den Berliner Bezirken, bei denen man denkt »Da muss ich unbedingt hin.« Der Stadtteil gehört zu einem endlosen Plattenbaugebiet, das sich über den Nordosten Berlins zieht, in dem sich auch hin und wieder kleine Inseln aus Einfamilienhäusern befinden.

Einmal bin ich ganz bewusst mit den öffentlichen

Verkehrsmitteln gefahren, um Emma zu besuchen. Es war eine komplizierte Verbindung mit drei Umstiegen, die mich eine Stunde kostete. Als ich aus der Straßenbahn ausstieg, musste ich zwanzig Minuten laufen, um das Grundstück zu erreichen. Das gab mir viel Zeit, um die Gegend zu atmen. Ich sog sie auf, und es wurde immer schlimmer. Die schmalen Straßen dort haben keine Namen, nur Nummern. Wenn man Emmas Adresse sagt, muss man die Straßen- und die Hausnummer so aussprechen, dass es einen plausiblen Rhythmus ergibt. Ich habe es versucht, und es ist schwieriger, als man denkt. Privatstraßen einundziebzigvierundzwanzig. Man weiß gar nicht, wo der Straßename endet und wo die Hausnummer beginnt. Es hat etwas Kafkaeskes, was konsequent ist, denn dieses Gefühl passt zur Atmosphäre der Gegend. Am Horizont von Emmas neuer Heimat schneiden sich die Silhouetten unzähliger Plattenbauten in den Himmel. Man fühlt sich umzingelt. Eingekegelt. Als gäbe es keine Fluchtpunkte mehr. So gesehen war der Umzug eine Verschlechterung. Schon bevor das Umzugsunternehmen bestellt war.

Es gibt keinen Grund, in eine solche Gegend zu ziehen, dachte ich damals. Gar keinen Grund.

Dann fragte mich Emma, ob sie es bereuen werde, das Haus gekauft zu haben. Die Frage war nicht leicht zu beantworten. Ich war der falsche Ansprechpartner. Einfamilienhausgebiete lösen bei mir Fluchtimpulse aus. Ich empfinde sie als perfekte Metapher für das falsche Verständnis von Wohlstand, das wir in unserer Gesellschaft kultivieren. Man spart sich von einer Anschaffung zur nächsten. Jeder schafft sich seine eigene kleine Welt, das eigene Grundstück ist nur Kopie der anderen Grundstücke, aber man verklagt seine Nachbarn, wenn ein Ast über den Zaun ragt. Es entsteht kein Gemeinschaftsgefühl. Man muss sich dort sehr einsam fühlen, wenn man aus Prenzlauer Berg kommt. Aber das konnte ich Emma natürlich so nicht sagen.

»Es ist eine Wertanlage«, sagte ich.

»Ich bin eher ein Wohnungstyp«, sagte ich.

Als wir das Grundstück vor dem Kauf besichtigt hatten, hatte Emma zum Ausdruck gebracht, sie sei sich nicht sicher, ob sie sich dort überhaupt zu Hause fühlen könne. Ihre Intuition sollte recht behalten. Heute vermisst sie ihre Freundschaften, die die Gegend meiden. Ihr fehlen Nachbarn, mit denen sie sich versteht.



ICH FINDE, WER SICH BEKLAGT UND NICHTS ÄNDERT, BRAUCHT SICH NICHT MEHR ZU BEKLAGEN.

Sie sehnt sich danach zu reisen, weil sie zu viel arbeitet. Sie fühlt sich abgeschnitten vom Leben. Sie spürt den Impuls, etwas unternehmen zu müssen. Sie will ausbrechen.

Wir redeten noch oft über Emmas Problem, aber irgendwann stellte ich etwas Beunruhigendes fest. Mein Tonfall änderte sich. Ich wurde schnell ungeduldig, ich war mir selbst nicht mehr sympathisch. Ich verstand nicht gleich, was da mit mir passierte. Es waren die Gespräche. Ihre Dramaturgie. Mit ihnen verband ich ein Gefühl, das nicht zu meinen Empfindungen für Emma passte.

So sehr sich Emma beklagt, sobald es konkret wird, so findet sie schnell erstaunlich viele Gründe, die gegen jeden Lösungsansatz sprechen. Obwohl sie ja offensichtlich unter ihrem Alltag leidet.

Sie kann nicht reisen, weil der Garten in ihrer Abwesenheit vernachlässigt werden würde. Sie habe ja niemanden, der sich um ihn kümmert. Sie möchte auch niemanden dafür bezahlen. Sie fühlt sich einsam, aber ihre Prenzlauer-Berger-Freundschaften wohnten zu weit weg. Und mit ihren Nachbarn möchte sie kein zu enges Verhältnis pflegen.

Es ist ein erstaunliches Konzept. Obwohl sie sich selbst immer wieder versichert, ihrem Leben eine neue Richtung geben zu wollen, tut sie alles dafür, um die dafür notwendigen Änderungen zu verhindern. Jedes neue Gegenargument wird mit so viel Bedeutung aufgeladen, bis es sich vor das eigentliche Ziel

schiebt und es unerreichbar macht. Je mehr Hindernisse sie sich selbst in den Weg legt, desto mehr beschwert sie sich. So gesehen beschwert sie sich über ihr eigenes Verhalten. Und es fällt ihr nicht einmal auf. Es ist ein seltsam verdrehtes Selbstverständnis, ein Widerspruch, der ihr nicht aufzufallen scheint.

Emma beklagt etwas, ohne etwas dagegen zu unternehmen, was ihren Kummer verursacht. Das war der Grund für meine Gereiztheit. Unsere Gespräche führten nie in eine Bewegung, sie beschrieben einen Stillstand. Wir drehten uns im Kreis, und es schien nur darum zu gehen, sich weiter im Kreis zu drehen. Vielleicht war genau das die Idee. Diese Gespräche waren Selbstzweck. Es ging Emma vor allem darum, sich zu beklagen. Ich finde, wer sich beklagt und nichts ändert, braucht sich nicht mehr zu beklagen. So einfach ist das. Seitdem mir das bei ihr zum ersten Mal klar wurde, fällt es mir bei immer mehr Menschen auf. Bei Paaren, die unter ihrer Ehe leiden, die sich aber nicht trennen, weil sie es gewohnt sind, nicht allein zu sein, oder weil sie auf die Kinder Rücksicht nehmen wollen. Bei Paaren, die keine Beziehung führen, sondern es nur noch so nennen. Die weitermachen und sich an ihrem Alltag festhalten, dessen Struktur alles zu sein scheint, was sie zusammenhält. Bis man zu einem dieser Paare geworden ist, die einem in Restaurants durch ihr endloses Schweigen auffallen. Oder bei Leuten, die unglücklich in ihrem Beruf sind, und sich nichts Neues suchen, obwohl sie seit Jahren darüber reden, demnächst zu kündigen.

»Ich bin eigentlich ganz anders, aber ich komme nur so selten dazu.« Ich denke immer häufiger, der Schriftsteller Ödön von Horvath hat mit diesem tragikomischen Worten vor hundert Jahren die Bedienungsanleitung für viele Leben geschrieben.

Es ist erschreckend, wie viele Leute mit dieser Haltung durchs Leben gehen. Noch erschreckender ist es, mir einzugestehen, dass auch ich einer von ihnen bin. Man erkennt es an drei Worten, die in den Sätzen solcher Menschen oft auftauchen. Es sind die schlichten Worte »hätte«, »wäre« und »wenn«. Worte können sehr mächtig sein. Das kann scheinbar schlichte Worte gefährlich machen. Je öfter man sie benutzt, desto mehr beginnen sie, das eigene Leben zu bestimmen.

Es ist erstaunlich, wie viele Menschen sich im »Hätte, wäre, wenn« eingerichtet haben. Sie scheinen ihr

Leben nicht nach Möglichkeiten zu sortieren – eher nach verpassten Gelegenheiten.

Hätte, wäre, wenn. Viele beschreiben ihr Leben mit Sätzen, in denen diese drei Worte vorkommen. Sie sind allgegenwärtig. Mit ihnen stellen sie sich die Erinnerungen eines Menschen vor, der man hätte sein können. Dabei hatte man doch so viele Träume. Man hatte noch so viel vor. Aber man war erst mal vernünftig und wartete ab. Die Tage verrinnen, Wochen werden zu Monaten, Monate werden zu Jahren. Je älter man wird, desto schneller löst ein Jahr das andere ab. Noch immer trifft man Vorkehrungen, wartet auf richtige Zeitpunkte. Für Familie, Kinder, Umzüge Trennungen, Kündigungen oder Reisen. Und es finden sich immer neue Gründe, warum es erst einmal vernünftiger oder sicherer ist, die Dinge, die einem so wichtig sind, aufzuschieben. Und mit jedem Jahr korrigiert man seine Träume und gibt ein wenig mehr von ihnen auf. Die großen Pläne reduzieren sich. Man begräbt sie nicht bewusst, man verschiebt sie. Man hat sie noch, aber man entfernt immer mal wieder etwas, bis sie ganz unbemerkt, kaum noch erkennbar sind. Man hat sie so oft ins »irgendwann«, »demnächst« oder »auf den richtigen Zeitpunkt« verschoben, dass sie zu einem »niemals« geworden sind. Wenn sich Menschen nach einem Leben sehnen, das sie nicht geführt haben, sollten sie sich fragen, warum sie es nicht geführt haben.

Darum bin ich kein Freund von Sätzen, in denen die Worte »hätte«, »wäre« oder »wenn« vorkommen, obwohl ich sie ständig benutze. Mit solchen Sätzen beschreibt man nicht nur verpasste Chancen, sie haben einen wesentlich stärkeren Effekt: Sie machen sie unabänderlich. »Hätte, wäre, wenn«-Gedanken sind immer auch mit dem Eingeständnis verbunden, sie nicht mehr zu verfolgen. Sie aufgegeben zu haben. Man sortiert sie in die Kategorie der Dinge, die nicht mehr zu korrigieren sind. Man findet sich damit ab. Es nimmt den Gedanken die Möglichkeiten – ihren Spielraum.

Ich therapiere mich selbst, indem ich mich bemühe, die Worte »hätte, wäre, wenn« aus meinem Wortschatz zu streichen. Es fällt mir schwerer, als ich dachte. Seitdem ich darauf achte, fällt mir erst auf, wie inflationär ich sie benutze. Sobald ich mich bei einem dieser Sätze ertappe, versuche ich sie zu ersetzen. Ich formuliere sie neu, und erstaunlicherweise nimmt ihnen das die Endgültigkeit.



01. FEB 2024

MICHAEL NAST

WEIL DA IRGENDETWAS FEHLT

Von der Liebe, dem Leben und
anderen Missverständnissen

Klappenbroschur

288 Seiten

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06530-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

SOMMER HIMMEL ÜBER DIR UND MIR

JENNY COLGAN

Nach einem dramatischen Erlebnis braucht Pilotin Morag eine Auszeit. Doch als ihr Großvater, dem eine winzige Fluglinie an der Küste Schottlands gehört, erkrankt, muss Morag einspringen. Nur wenig später zwingt ein Sturm sie zur Notlandung auf einer abgelegenen Insel. Hier gibt es nur Vögel – und Gregor, einen missmutigen Ornithologen, der nicht begeistert ist von Morags »Besuch«. Als die Stromversorgung ausfällt, Notruf damit ausgeschlossen, raufen sich die beiden zusammen. Umgeben von Wind, Wellen und Meer, sieht Morag einiges mit anderen Augen: ihre Heimat, ihren Beruf, ihre Familie – und Gregor, der unerwartete Traumprinzqualitäten beweist. Findet Morag ihr Glück vielleicht nicht über den Wolken, sondern auf einer kleinen Insel?



INTERVIEW

mit Jenny Colgan zu ihrem neuen Roman »Sommerhimmel über dir und mir«

»Sommerhimmel über dir und mir« ist ... ein Buch über eine Pilotin? Oder wie würden Sie die Geschichte Ihres neuen Buches zusammenfassen?

Nein, es geht nicht wirklich um eine Pilotin (obwohl eine Pilotin darin vorkommt). Es geht darum, herauszufinden, wo man hingehört, um Abenteuer, Familie und Liebe, und es enthält deutlich mehr Hühner, als ich ursprünglich vorhatte.

Woher kam die Inspiration für diesen Roman?

Ich war mit meinen Kindern im schottischen Nationalmuseum für Luftfahrt (dem National Aviation Museum of Scotland), einem brillanten Museum mit einer Concorde. Zwei von ihnen waren begeistert, eines fand es langweilig und hat die ganze Zeit gemault, so sind Kinder nun mal. Und dort sah ich eine Ausstellung über die kleinen Flugzeuge, die zwischen den winzigen schottischen Inseln verkehren und im Grunde die Post, der Krankenwagen und der örtliche Bus in einem sind. Dabei wurde auch eine der Pilotinnen vorgestellt, und ich dachte: »Wow, das interessiert mich.«

Wie haben Sie für dieses neue Buch recherchiert?

Ich habe mit einigen sehr netten Piloten gesprochen, die sehr geduldig mit mir waren, weil ich, im Grunde genommen, nichts davon verstehe, was es heißt, ein Flugzeug zu fliegen. (Es ist sehr kompliziert, wie sich herausgestellt hat.) Ich habe auch ein paar Flugstunden genommen, die wirklich Spaß gemacht haben, und dann habe ich mir den Rest ausgedacht und auf das Beste gehofft.

Wie lange hat es gedauert, das Buch zu schreiben, vom ersten Satz bis zum Ende?

Nun, es dauert etwa vier oder fünf Monate, um einen ersten Entwurf zu schreiben, aber dann muss man natürlich überarbeiten, Änderungen vornehmen, die Rechtschreibung prüfen und so weiter, sodass die ganze Sache am Ende etwa neun Monate dauert, genau wie ein Baby.

Was macht Morag zu so einer großartigen Heldin? Wie sieht ihre innere Reise in diesem Roman aus?

Oh, danke für das Kompliment! Morag zweifelt ständig an sich selbst, obwohl sie offensichtlich intelligent und gut ausgebildet ist. Sie muss lernen, wirklich an ihre Fähigkeiten im Leben zu glauben. Ich denke, das gilt für jeden, nicht nur für Piloten.

»Sommerhimmel über dir und mir« ist in stärkerem Maße eine Liebesgeschichte als die meisten Ihrer anderen Bücher – erzählen Sie uns mehr darüber, warum Morag und Gregor perfekt füreinander sind. Und würden Sie die beiden als »Grumpy meets sunshine« bezeichnen, um auf einen der derzeit beliebten Tropen in Liebesromanen zu verweisen?

Ja, ich wollte diesmal eine richtige Liebesgeschichte schreiben. Ich glaube nicht, dass Morag ein reiner Sonnenschein ist, denn ziemlich viele Probleme belasten sie, und Gregor ist offensichtlich schwierig. Ich mag es sehr, wie die beiden herausfinden, dass es sie viel glücklicher macht, gemeinsam an etwas zu arbeiten, als sie es sonst wären.



ES GEHT DARUM, HERAUSZUFINDEN, WO MAN HINGEHÖRT, UM ABENTEUER, FAMILIE UND LIEBE, UND ES ENTHÄLT DEUTLICH MEHR HÜHNER, ALS ICH URSPRÜNGLICH VORHATTE.

Wo in Schottland spielt »Sommerhimmel über dir und mir« – und wie sieht es dort aus?

Die einzigen meiner Bücher, die an einem realen Ort spielen, sind die um die kleine Buchhandlung in Edinburgh (»Weihnachten in der kleinen Buchhandlung« und »Winterträume in der kleinen Buchhandlung«). Die Inselwelt von »Sommerhimmel über dir und mir« ist also fiktiv – aber man kann die Insel, die ich im Roman Inchborn nenne, tatsächlich besuchen. Sie heißt Inchcolm und hat wirklich eine verfallene Abtei, viele Vögel und eine Person, die dort sechs Monate am Stück allein lebt: www.maidoftheforth.co.uk/inchcolm-island

Vogelbeobachtung spielt in diesem Roman eine große Rolle, da Gregor Ornithologe ist. Haben Sie einen Lieblingsvogel? Und würden Sie mehrere Monate allein auf einer Insel verbringen, um eine Vogelkolonie zu beobachten?

Ich liebe Papageientaucher, wie die meisten Menschen, und ich habe eine Schwäche für Reiher. Es hat etwas damit zu tun, dass sie jeweils eine Bucht einnehmen – ein Vogel pro Bucht, was ein bisschen eigenbrötlerisch scheint – und mit ihrer außergewöhnlichen aerodynamischen Schönheit. Einen Reiher beim Abheben zu

beobachten, ist für mich immer ein Privileg. Wie die meisten Schriftsteller bin ich in meiner eigenen Gesellschaft sehr glücklich, aber Monate allein auf einer Insel sind vielleicht etwas übertrieben. Ich war sehr froh, den Lockdown während der Covid-Pandemie nicht allein erleben zu müssen.

Auf Gregors Insel treffen wir auf einige sehr lustige Tiere. Möchten Sie sie uns vorstellen? Wie haben Sie sie gefunden – und warum haben Sie sie in Ihren Roman aufgenommen?

Wenn Sie irgendwelche Haustiere haben, wissen Sie, dass sie sehr eigenwillig sind, das musste ich nur ein wenig ausbauen. Es gibt ein Huhn namens Barbara, das im Grunde nur im Weg steht, und eine Ziege namens Frances, die in Gregor verliebt ist, was eine Art Love Triangle ergibt.

Ist »Sommerhimmel über dir und mir« der Beginn einer neuen Serie? Und wer wird in den kommenden Büchern vielleicht eine größere Rolle spielen?

Ja, so ist es! Im nächsten Sommer sind alle wieder da, auch Frances, die dann bei Gregor eingezogen ist, sehr zum Ärger von Morag.

LESEPROBE

Ich habe noch nie jemanden umgebracht. Mir ist bewusst, dass so ein Satz aus dem Mund der meisten Menschen seltsam klingen würde, Piloten stellen so etwas aber durchaus gelegentlich klar. In diesem Moment war es aber wohl fast so weit. Ich hatte vorher nicht gewusst, dass Schreien ansteckend sein konnte, aber das ist offenbar so. Und so begann auch ich zu kreischen – bis mir klar wurde, wie die Sache aus der Perspektive meines Gegenübers aussehen musste: Da saß er auf einer unbewohnten Insel, abends, gemütlich zu Hause, und plötzlich erschien vor seinem Fenster eine tropfnasse, gruselige, finstere Gestalt. Ich zog die Kapuze herunter, um klarzustellen, dass ich keine Serienmörderin und auch nicht der Geist einer vor langer Zeit Verstorbenen war, und deutete auf die Haustür.

»Jesus, Maria und Josef!«, schnaufte er, als er mir mit hochroten Wangen und entgeistertem Gesichtsausdruck die Tür aufmachte, und starrte mich aus riesigen Augen an. Ich wollte mich endlich ins Innere retten, und den Wind und Donner hinter mir lassen. Die Wärme des Hauses war unwiderstehlich.

»Darf ich reinkommen?«, drängte ich.

»Aber ... wer sind Sie denn? Wo kommen Sie her?«

Wir brüllten einander über das Heulen des Windes hinweg an, und mir lief ein fetter Regenguss in den Nacken.

»Kann ich nicht erst einmal reinkommen?«

Er runzelte die Stirn. »Aber ich kenne Sie doch gar nicht. Sind Sie ein Geist oder eine Mörderin?«

»Weder noch«, sagte ich. »Aber ich werde womöglich gleich zur Mörderin, wenn Sie mich nicht endlich reinlassen.«

In diesem Moment gelang es ihm schließlich, sich ein bisschen zusammenzureißen. Er trat einen Schritt zurück und ließ mich in den Flur, dessen Steinfußboden ich sofort vollzutropfen begann.

»Aber woher kommen Sie denn bloß?«, fragte er in anklagendem Ton. »Oh, mein Gott, gab es etwa ein Schiffsunglück? Wurde ein Boot angespült? Sind da draußen noch mehr Menschen?«

Er erkannte mich nicht wieder, was deutlich machte,

wie mitgenommen ich nach meinem Marsch durch das Unwetter aussehen musste.

»Das wäre durchaus möglich«, versetzte ich, »aber davon würden Sie natürlich nichts mitbekommen, da Ihr Funkgerät nicht eingeschaltet ist!«

Wieder runzelte er die Stirn.

Ich zitterte und begann erst einmal damit, mir die Schuhe auszuziehen, wodurch noch mehr Wasser auf den grauen Fußboden lief.

»Das Funkgerät ist kaputt«, erklärte der Mann. »Das hat mir Fraser einfach so hinterlassen. Ich will ja eine Bestellung für ein Ersatzteil aufgeben, aber das ist mit einem kaputten Funkgerät ... gar nicht so einfach.«

Ich zwinkerte ein paarmal und zog meine Jacke aus.

»Deshalb will ich einen Brief an den Hersteller schreiben und ihn bei der nächsten Gelegenheit den Leuten von der Fähre oder dem Flugzeug mitgeben ... oh!« Jetzt hatte er mich endlich erkannt. »Oh, mein Gott, ich weiß, wer Sie sind! Sind Sie etwa abgestürzt?«

»Nein«, antwortete ich ein wenig steif. »Durch mein routiniertes Handeln konnte ich die Maschine perfekt landen, vielen Dank auch.«

Er blickte in die früh hereingebrochene Dunkelheit hinaus. »Und da draußen ist sonst niemand mehr?«

»Nein, ich bin allein. Wir hatten einen medizinischen Notfall, aber der Hubschrauber konnte die anderen evakuieren ... Mal im Ernst, haben Sie davon denn nichts mitgekriegt?«

Ich hielt einen Moment inne, um zu lauschen, doch es wurde schnell deutlich: Hier drinnen hörte man nur den Wind, der ums Haus fegte, und das Rattern der alten Fenster, gegen die eine Mischung aus Regen und Hagel geschleudert wurde. Dazu kam noch das Knistern eines Feuers und leise, sanfte Musik in einem anderen Raum ... Das klang wie Neil Young.

Der Mann schüttelte den Kopf und sammelte sich erst einmal. »Es tut mir so leid ... Ich wollte Sie nicht tropfend hier stehen lassen, und Sie müssen wirklich aus den nassen Sachen raus ... Kommen Sie rein! Würden Sie vielleicht gern ein Bad nehmen? Es müsste eigentlich genug Wasser da sein.« Er überlegte einen Moment. »Ja, das reicht auf jeden Fall, schließlich

versuche ich normalerweise, nicht zu viel zu verbrauchen. Haben Sie Hunger?»

»Vermutlich haben Sie Eier da, oder?»

Wieder das Stirnrunzeln. »Woher wissen denn ...? Oh, Gott, ist mit den Hühnern alles in Ordnung?»

»Ich hatte sogar den Eindruck, dass sie begeistert sind«, antwortete ich. »Aber ich bin auch nur einem von ihnen begegnet.«

»Ah, das war wahrscheinlich Barbara. Die nörgelt immer rum und zieht dann allein los.«

»Ja, das passt.«

Der Mann trug eine uralte Hose aus Baumwolle und einen Fair-Isle-Pullover, der eigentlich mehr Loch als Pullover war. Daher konnte man darunter ein altes Karohemd erkennen, an dem mehrere Knöpfe fehlten. Er hätte dringend mal zum Friseur gemusst, und auch der wuchernde Bart hätte mal gestutzt werden können. Und sein Gesichtsausdruck wirkte genauso genervt wie bei dem Flug, als wir ihn hier abgesetzt hatten.

Er bemerkte, dass ich ihn musterte. »Heute hatte ich eigentlich nicht mehr mit Besuch gerechnet«, sagte er zu seiner Verteidigung.

»Ich bin mir sicher, dass ich auch schon besser ausgesehen habe«, erwiderte ich.

Er schnaubte, was ich nun nicht sehr hilfreich fand.

»Ich bin übrigens Morag«, sagte ich.

»Gregor«, kam von ihm zurück, dann wandte er sich ab und lief den Flur entlang.

Das Innere der ehemaligen Abbey war alt und sehr, sehr schäbig. Da hier heutzutage immer nur vorübergehend Leute wohnten, war ihnen wohl egal, ob das Gebäude nett eingerichtet war oder nicht, ob es adrett und gepflegt aussah. Im Rest des Hauses gab es den gleichen Steinfußboden und Lampen aus Messing. Leider hing die Hälfte davon an Kabeln schlaff an der Wand, und alle waren voller Staub und Spinnweben. Keine Bilder zierten die Wände, und der Flur war insgesamt kalt und freudlos.

Gregor entging mein fassungsloser Gesichtsausdruck nicht. »Soll ich Sie vielleicht lieber in den Ostflügel führen?»

»Was?»

»Oh, Sie sahen gerade so aus, als wären Ihnen die Räumlichkeiten nicht genehm.«

»Es ist bloß ...« Ich sah mich um. »Sorry, von außen wirkt es einfach so majestätisch.«

»Aye, na ja, es ist, wie es ist«, sagte er. »Und nein, der Aufenthalt hier wird nun wirklich nicht als Luxusurlaub angepriesen.«

»Hm, immerhin ist es dann nicht so schlimm, wenn ich Ihnen alles volltropfe.«

»Oh, aye. Stimmt.«

Das Badezimmer war grauenhaft, mit avokadogrünen Einbaumöbeln, die Jahrzehnte alt waren, und eiskaltem, rissigem Linoleumfußboden.

Hier und da lagen Reste von rosafarbener Seife herum, und der Wind zerzte mit unheilvollem Rattern am Fenster mit der großen Milchglasscheibe. Das alles störte mich längst nicht mehr so, als Gregor einen altmodischen und vermutlich furchtbar gefährlichen Wärmestrahler einschaltete, der in einer Ecke unter der Decke hing und in einem alarmierenden Orange erglühte. Aber wenigstens heizte er den Raum schnell auf.

Die großen Handtücher waren schon zigital gewaschen und geflickt worden, wodurch sie aber ganz weich geworden waren. Und zu meiner Überraschung füllte sich die Wanne mit Klauenfüßen sogar schnell mit dampfend heißem Wasser. Na ja, wenn man sich den Wasserdruck nicht mit anderen zu teilen brauchte ... Oder vielleicht nahm dieser Typ auch einfach nie ein Bad. Ich wusste zumindest, dass Fraser darauf keinen besonderen Wert gelegt hatte.

Gregor verschwand, kehrte nach ein paar Minuten wieder zurück und klopfte sanft an die alte Badezimmertür, die kein Schloss hatte, da Priester so etwas wohl nicht brauchten. Mit entschuldigendem Lächeln kam er herein.

»Tut mir leid«, sagte er. »Ich hab ein bisschen herumgesehen. Es gibt hier im Haus jede Menge Sachen zum Anziehen, aber die sehen alle ungefähr so aus.«

»Die stammen also von ... äh, einem toten Mönch?»



AUF JEDER FREIEN FLÄCHE: BÜCHER. AUF STUFEN, UNTER UND NEBEN DEN BETTEN.

»In der großen Stadt wäre das vermutlich ein durchschlagendes Verkaufsargument, wegen der Authentizität.«

Über diesen Witz musste ich ein wenig lächeln.

Gregor übergab mir einen sauberen alten Flanellschlafanzug mit Streifen und einen großen, weichen Strickpullover in Grau, bevor er sich wieder zurückzog. So langsam hörte ich auf zu zittern, dafür begannen meine tauben Finger, schmerzhaft zu prickeln.

Als Erstes warf ich einen Blick in den großen Badezimmerschrank – nicht aus Neugier, sondern eher aus Gewohnheit. Okay, aus Neugier, aber trotzdem. Das machen doch alle, oder?

Zu meiner Überraschung befand sich darin ein Badspaß-Geschenkset. Ich kniff die Augen zusammen. Das konnte doch nicht sein, oder? Im ersten Moment fragte ich mich, ob dieser Gregor vielleicht öfters im Regen Frauen hierherlockte und ihnen dann ganz unschuldig vorschlug, doch ein Bad zu nehmen ... Doch dann schaute ich mir das Präsentset mal genauer an. Es war so alt, dass die Badeschaum-Kugel mittlerweile zu Staub zerfallen war. Wahrscheinlich stammte sie aus einer Zeit, in der hier ein Paar gemeinsam die Stellung gehalten hatte. Vielleicht hatten die beiden gedacht, dass sie hier zusammen schöne Schaumbäder nehmen würden, bevor alles in andauerndem Schweigen und monatelangem Groll geendet hatte.

Egal, jetzt waren sie jedenfalls nicht hier, und falls mich jemand dessen bezichtigen sollte, ihre Badeprodukte gestohlen zu haben, ersetze ich sie gern. Ich entkorkte ein Fläschchen des Sets – das den Raum augenblicklich mit dem wunderbaren Duft weißer

Magnolien erfüllte – und schüttete den kompletten Inhalt ins Badewasser, das lächerlich zu brodeln und zu dampfen begann.

Im Badezimmer gab es sogar ein Bücherregal. Später würde ich herausfinden, dass tatsächlich in jedem einzelnen Raum der Abbey eins stand, mindestens, genau wie sich auf jeder mehr oder weniger freien Fläche Bücher stapelten: auf Stufen, im Treppenhaus, unter und neben Betten.

Ich ging die Titel im Badezimmerregal durch und entdeckte ein altes Buch von Jilly Cooper, das zwischen Vogelführern über die nördlichen Inselgruppen und Wisdens Cricketbibel aus dem Jahr 1974 steckte.

Jetzt streifte ich endlich meine nassen Sachen ab und legte sie zum Trocknen unter den Heizstrahler, der wie ein Hochofen glühte. Dann ließ ich meinen erschöpften, schmerzenden, adrenalindurchfluteten Körper in die große Wanne mit dem duftenden, kochend heißen Wasser sinken.

Oh, dieses Bad, dieses Bad! Wenn einst mein Leben zu Ende geht und ich es noch ein letztes Mal Revue passieren lasse, werde ich mich vor allem mit den Erinnerungen daran aufhalten. Es gehört zu den schönsten Momenten meines Lebens.

Als ich wieder nach unten ging, fühlte ich mich nach dem Bad ganz schläfrig und ein wenig benommen. Schüchtern klopfte ich an die Wohnzimmertür und machte sie auf, betrat allerdings einen leeren Raum. Aber wenigstens war dieses Zimmer wunderbar gemütlich. Der Raum war vom Boden bis zur Decke mit Einbauregalen voller Bücher ausgestattet. Die mittleren Regalbretter, von denen jedes mit zwei oder drei Reihen Büchern vollgestopft war, hingen in der Mitte ein bisschen durch. Klar, wenn man hier den Winter über feststeckte, musste man sich wohl aufs Lesen verlegen – Netflix-gucken ging jedenfalls nicht. Ich sah mich weiter um und entdeckte einen altmodischen Plattenspieler. Von dem stammte also die ein wenig kratzige Musik, die ich vorhin schon gehört hatte. Ich ließ mich in einen erstaunlich bequemen alten Rosshaarsessel sinken.

In dem Moment wurde die Tür aufgeschoben, und Gregor kam mit Tellern und Besteck herein. Er stellte einen der voll beladenen Teller vor mir ab. Das Essen darauf dampfte ein wenig und roch köstlich.

Braun getoastetes, rustikales Brot, von dem geschmolzene Butter lief, und auf einer riesigen Portion Rührei zwei Stücke Lachs. Ich aß einen Happen und schob augenblicklich den nächsten Bissen hinterher. Der geräucherte Lachs war würzig und hatte Biss, die reichhaltigen Eier waren cremig und mit ordentlich Salz gewürzt. Auf dem nussigen Brot war die Butter in genau dem richtigen Maße geschmolzen.

»O Gott!«, rief ich aus. »Das ist ja unglaublich.«

»Tut mir leid, dass ich keine Zitronen dahabe«, sagte er. »Es hat mal jemand fürs Treibhaus ein Zitronenbäumchen mitgebracht, das aber nie Früchte trägt.«

Ich schüttelte den Kopf. »So ein Lachs hat das gar nicht nötig. Zitronensaft braucht man nur, um bei dem billigen Zeug den Geschmack zu übertönen. Aber der hier ...« Ich ließ kurz die Gabel sinken.

»Haben Sie den etwa selbst geräuchert?«

Er zuckte mit den Achseln. »Ach, na ja, der Räucherschrank war ja schon da. Das ist nicht mein erster Aufenthalt auf Inchborn.«

»Der ist echt lecker. Und die Eier ... sind die von Barbara?«

Wieder das Achselzucken. »Aye, vielleicht. Und vermutlich von Karen. Die ist eine wirklich gute Legehennen.«

»Haben Sie denen die Namen gegeben?«

Er kratzte sich nur schweigend am Kopf, während ich weiteraß. So simpel und einfach diese Mahlzeit auch war: Sie gehörte zu den köstlichsten, die mir je untergekommen waren. »Und das Brot haben Sie auch gebacken?«

»Ja.«

»Haben Sie hier einen Brotbackautomaten?«

»Ist das etwa ein Verhör?«

Jetzt blieb auf dem Teller nur noch eine Zutat, über die wir noch nicht gesprochen hatten. »Aber die Butter ist nicht selbst gemacht, oder?«

Er zuckte mit den Achseln. »Wie gesagt, ich war vorher schon mal hier. Deshalb nutzte ich mittlerweile die ersten paar Tage, um so viele Vorräte wie möglich anzulegen.«

Ich schloss die Augen, während ich den letzten Bissen verspeiste. Es war einfach himmlisch, und ich betrachtete den leeren Teller ein wenig bedauernd. »Danke«, sagte ich und meinte damit mehr als nur das Essen.



29.
FEB
2024

JENNY COLGAN

SOMMERHIMMEL ÜBER DIR UND MIR

Roman

Aus dem Englischen von

Sonja Hagemann

Klappenbroschur

480 Seiten

14,00 € (D) 14,40 € (A)

ISBN 978-3-492-31911-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

90

NICOLE WELLEMIN
SPÄTE ERNTE

SPÄTE

1943 träumt die junge Südtirolerin Lene von einer glücklichen Zukunft auf dem Hof ihrer großen Liebe Elias. Wie hart das Schicksal ist, das in der rauen Bergwelt auf sie wartet, ahnt sie nicht. Viele Jahrzehnte später baut ihre Enkelin Anna in ebendieser kargen Landschaft mit viel Hingabe und Ausdauer Äpfel an. Als sie die Mittfünfzigerin Lis kennenlernt, die eine schwere Schuld mit sich trägt, gewährt sie ihr ohne viele Fragen Unterschlupf. Ein ganzes Jahr verbringen die Frauen auf dem Hof, im steten Wechsel der Jahreszeiten und im Einklang mit der Natur. Mit ihrer behutsamen Art ermöglicht Anna Lis, sich zu öffnen und zu heilen. Denn auch sie kennt die Last einer fremden Schuld und den Schaden, den das Schweigen anrichten kann.



ERINTE

NICOLE WELLEMIN

WER SIND WIR NOCH, WENN UNS ALLES GENOMMEN WIRD?

Mit »Späte Ernte« hat sich die Autorin Nicole Wellemin ein Herzensbuch von der Seele geschrieben und zugleich einen einfühlsamen, versöhnlichen und vielschichtigen Roman geschaffen, der vom Suchen, Finden und Vergeben erzählt – und von der heilenden Kraft der Natur. Welchen Weg die Geschichte von der ersten Inspiration bis zum fertigen Buch nahm und welche wichtigen Themen die Autorin in »Späte Ernte« anspricht, verrät sie diesem Hintergrunderbericht.

Wie und wann entstand die Idee zu »Späte Ernte«?

Vor gut fünf Jahren las ich zum ersten Mal von einem Südtiroler Apfelbauern, der auf über 1.000 Höhenmetern gegen alle Widerstände sortenreine Apfelsäfte für die Hochgastronomie keltert, und war fasziniert von seiner Idee, Säfte herzustellen, die so besonders sind, dass sie es mit Wein aufnehmen können. Ich habe sofort dieses Prickeln gespürt, auf ein vielschichtiges und interessantes Thema gestoßen zu sein, wusste aber noch nicht, wie ich das in einen Roman umsetzen könnte. Immer mehr Menschen suchen ja nach hochwertigen Alternativen zu Alkohol, ohne dabei auf Genuss verzichten zu müssen. Sortenreine Apfelsäfte sind für mich die perfekte Symbiose von Sinnlichkeit, Geschmack und Qualität – Eigenschaften, die ich auch an einer Geschichte schätze.

Was war zuerst da: Ihre Figuren? Das Thema? Der Ort?

Je mehr ich in die Materie eintauchte, desto mehr faszinierte mich auch die Lebensgeschichte des Apfelbauern, über den ich gelesen hatte. Auf dem elterlichen Hof verwirklichte dieser Mann mit Leidenschaft eine Vision, die sein Unternehmen in eine moderne Zukunft führte und dabei doch die eigenen

Wurzeln bewahrte. Seine Geschichte verschmolz in meinem Kopf schon bald mit anderen Themen, die ich bereits eine ganze Weile mit mir herumgetragen hatte. So kenne ich zum Beispiel die Landschaft Südtirols nur zu gut. Jahr für Jahr bin ich als Kind mit meinen Eltern an der Etsch entlang in den Urlaub gefahren. Weil eine lange Reise mit Kind und Kegel anstrengend ist, saßen dabei Konflikte oft ebenso mit im Auto wie Hoffnungen für die kommende Zeit. Schon damals wirkten die Dolomiten mit ihrem bleichen Kalkgestein, den bizarren Felsformationen und engen Schluchten auf mich wie die Grenze zwischen einem unsichtbaren Hier und Dort, zu der die üppigen Obstwiesen im Tal mit ihrer Fruchtbarkeit und lieblichen Schönheit einen beinahe grotesken Widerspruch bildeten.

Mir gingen die außergewöhnlichen Fotos der Eisblüte in Südtirol nicht mehr aus dem Kopf, die entsteht, wenn die Bauern die gerade blühenden Apfelbäume beregnen, um die verletzlichen Blüten mit einer Schicht aus Eis vor dem Frost zu schützen. Der Widerspruch in diesem Vorgehen faszinierte mich und brachte mich letztendlich auf die Idee für meinen Roman: Anhand des Heranwachsens eines Apfels – von der verletzlichen Blüte über die unreife bis hin zur reifen Frucht, aus der man einen runden, ausbalancierten Saft herstellen kann – wollte ich von Menschen unterschiedlicher Generationen und ihrem allmählichen Wachstum im Umgang mit Trauma und Schuld erzählen. Nach und nach setzte sich so in meinem Kopf eine Geschichte zusammen. **Eine Geschichte über Dinge, die nicht gesagt werden können und die doch die Macht haben, Menschen für immer zu entzweien. Über alte Apfelsorten und eine Schuld, der jede Generation etwas hinzufügt. Eine Geschichte über Hindernisse, die bewältigt werden müssen, aber auch über Brücken, die selbst die tiefsten Furchen überwinden.**



Wie sind Sie auf die Thematik der vererbten Schuld gekommen, und was hat Sie daran fasziniert?

Je älter ich wurde, desto klarer wurde mir im Austausch mit Freundinnen und Freunden, durch eigene Erfahrungen und durch Beobachtungen, dass unsere Art und Weise, mit Spannungen und Unstimmigkeiten umzugehen, ebenso von unserer Herkunft und Sozialisierung geprägt ist wie unsere Art zu sprechen oder unser Aussehen. Dabei spielt es keine Rolle, ob die Konflikte klein sind, wie eine anstrengende Reise, oder so lebensverändernd, dass danach nichts mehr sein kann wie zuvor. Schlimmes, das wir erleben, beeinflusst nicht nur uns, sondern kann noch Generationen später Schmerz und Leid verursachen – vor allem, wenn darüber geschwiegen wird. Psychologen nennen dieses Phänomen transgenerationale Trauma. Der Apfel, seit jeher ein Symbol für Schuld und Streit, schien mir wie das perfekte Sinnbild dafür.

Sie schreiben in Ihrem Roman über drei starke Frauen – gibt es einen Grund dafür?

Als Autorin war es mir wichtig, in den Mittelpunkt dieser Geschichte starke Frauenfiguren zu setzen. Wie vielen meiner Geschlechtsgenossinnen sind den drei Protagonistinnen Lene, Lis und Anna die Gefühle von Scham und Schuld wohlvertraut. Dabei schämen sie sich sogar für Dinge, die sie gar nicht selbst getan haben, für die sie nicht verantwortlich sind, oder auf die sie eigentlich stolz sein sollten. Je länger ich an »Späte Ernte« geschrieben habe, desto persönlicher hat dieser Aspekt die Geschichte für mich gemacht. Als Roman ist »Späte Ernte« nicht biografisch, aber das Gefühl, irgendwie falsch zu sein, schuldig oder nicht genug, gehört für mich ebenso wie für viele andere Frauen weltweit zum kollektiven Bewusstsein.

Paradoxerweise sind es dabei oft genug gerade Frauen, die andere Frauen besonders harsch beurteilen.

Neue Freiheiten bringen neue Verunsicherungen mit sich, und anhand meiner Protagonistinnen wollte ich zeigen, dass es keinen Fahrplan fürs perfekte Glück geben kann. Wir leben in einer Zeit, in der traditionelle Rollen ständig neu verhandelt werden, und so gehen meine drei Protagonistinnen, die jeweils einer anderen Generation entstammen, auch ganz unterschiedlich mit ihrer Suche nach Sinn und dem richtigen Platz im Leben um. **Gemeinsam ist ihnen, dass sie sich in dem Spagat, das Unmögliche möglich machen zu wollen, beinah aufreiben.** Sie fühlen sich gleichzeitig zu viel und nicht genug. Sie wünschen sich Erfolg, aber schämen sich für Ehrgeiz. Sie möchten ihren Standpunkt vertreten, aber schämen sich, wenn sie zu laut oder schwierig werden. Sie möchten ihr Leben nach ihren eigenen Wünschen gestalten, aber schämen sich, wenn sie den Ansprüchen anderer nicht gerecht werden.

Erst am Ende ihrer Entwicklungskurven können wenigstens zwei von den dreien für sich akzeptieren und begreifen, dass für jeden Menschen Glück etwas anderes bedeutet. Gönnen zu können und andere nicht nach den eignen Maßstäben zu messen, sondern so zu nehmen, wie sie sind, wird am Ende des Romans zum erlösenden Lichtblick für meine Protagonistinnen. **Gemeinsam sind sie stärker als alleine, nicht obwohl sie unterschiedlich sind, sondern gerade weil sie es sind.** Ihre Unterschiede sind es, die ihnen helfen, eingeübte Verhaltensmuster zu durchbrechen und den eigenen Weg zu finden. Wenn am Ende des Romans das neue Bauernjahr beginnt und die Bäume auf den Apfelwiesen unter einer Decke aus Schnee wieder Kraft für das Wachstum neuer Früchte sammeln, können auch meine Figuren gestärkt und gereift in ihren neuen Lebensabschnitt aufbrechen.

LESEPROBE

Elisabeth, heute

Die Stille reißt mich aus dem Schlaf. Ich blinzele, blicke mich orientierungslos in der Dunkelheit um. Flackerndes Licht spiegelt sich gespenstisch in der Glasscheibe des Fensters. Zuckend orangefarbene Flammen. Es ist ganz ruhig im Haus.

Ich steige aus dem Bett, die unebenen Bodendielen fremd unter meinen Sohlen. Wie hypnotisiert trete ich aufs Fenster zu, öffne die beiden Flügel. Sofort streift eisige Luft meine Wangen. Der Wind hat sich gelegt und die Kälte gegen die umliegenden Hänge gedrückt. Am Himmel stehen tausend Sterne, und einen Moment lang glaube ich, von ihnen würde das Licht stammen, das ich zuvor wahrgenommen habe. Der stechende Gestank nach schwarzem Rauch reißt mich aus der Illusion. Die ins Tal abfallenden Hänge stehen in Flammen. Mein Herz macht einen Satz, ich schnappe nach Luft. Der Qualm brennt in meiner Lunge, legt sich als bitterscharfer Film auf den Gaumen. So schnell ich kann, schlüpfe ich in meine Sneaker, renne aus dem Haus. Ich habe keine Ahnung, wie ich helfen will, aber irgendetwas muss ich tun. Gibt es Waldbrände im April? Steht ein Nachbarhaus in Flammen? Gab es einen Kurzschluss? Einen Blitzeinschlag?

Vor dem Haus bleibe ich stehen, um mich fröstelnd zu orientieren. Es ist viel kälter als am Tag. Viel, viel kälter. Und es brennt auch nicht, zumindest nicht in unmittelbarer Nähe des Hauses. Um den Ort zu finden, an dem ich das Feuer erahne, muss ich bergab in Richtung des Dorfes. Dort habe ich das Flackern gesehen, während die Berge bucklig ihre Rücken gen Himmel gereckt haben wie alte Riesen, in Mäntel gehüllt und auf Stöcke gestützt, um zuzusehen, wie die Welt um sie herum in Schutt und Asche versinkt.

Ich renne, folge dem beißenden Geruch und Feuerschein. Immer wieder rufe ich Annas Namen. Das hier ist ihr Zuhause, ihr Reich. Sie kann doch nicht nichts tun. Ich kann nicht nichts tun, nicht schon wieder. Das bin nicht ich, auch wenn die Welt etwas anderes glaubt. War es eine Vorahnung, als sie sagte, diese Nacht würde anstrengend für sie werden? Ich

hätte fragen sollen, dann wüsste ich mehr. Das habe ich davon, nicht gefragt zu haben. Nicht zum ersten Mal endet es schlecht.

Am Ende der Schotterzufahrt durchquert die Straße ein schmales Waldstück. Ich renne weiter. Dann erreiche ich die andere Seite, der Blick öffnet sich, und da sind sie. Die Flammen. Sie steigen direkt aus dem Boden, erkenne ich. Und sie breiten sich nicht aus. Jetzt, aus der Nähe, wirken sie eher wie Lampions oder Lagerfeuer. Nur der Rauch ist geblieben. Dichter, je näher ich an die Feuer herantrete. Sie stehen inmitten eines Hains von Obstbäumen. Von unten leuchten sie die Äste und Stämme an, verwandeln sie in düstere Märchengestalten mit knochigen Armen und schuppiger Haut. Schützend lege ich mir den Ellenbogen über Mund und Nase. Ein Zischen und Wispern steigt mit den Flammen aus dem Hain auf. Suchend bleibe ich stehen und sehe mich um. Aus der Dunkelheit drängt sich ein Schatten auf mich zu. Schnaufend, ratternd, zischend, mit hellleuchtenden Augen, die größer werden und immer größer, je näher mir das Ding kommt. Ich atme tief aus. Es ist ein Traktor.

Unmittelbar vor mir bleibt das Gefährt stehen. Über das wummernde Tuckern des Motors erhebt sich Annas Stimme.

»Lis? Bist du das? Was machst du hier?«

»Es hat gebrannt«, rufe ich zurück, ehe sich die Scham meldet und ich wenig überzeugend nachsetze. »Zumindest dachte ich das.«

»Das sind nur die Frostöfen.« Sie beugt sich seitlich aus der Fahrerkabine. Feuerschein legt sich um ihren Kopf wie eine Gloriole. »Komm auf den Bock«, fordert sie mich auf, als hätte sie meine Gedanken gelesen. »Wenn du schon mal wach bist, kannst du auch helfen. Zu zweit geht es leichter.«

Ganz einfach ist es nicht, aber irgendwie schaffe ich es, mich hochzuhangeln. Selbst im Leerlauf schüttelt mich der Motor durch, das Vibrieren zieht sich durch meinen Körper, rüttelt Bedenken und Vorbehalte frei. Sie können davonfliegen, hinaus in die Nacht.



Von der Seite her werfe ich Anna einen Blick zu. Was nun, heißt das, und sie versteht mich.

»Weiter unten ist noch eine Pflanzung«, erklärt sie. »Da müssen wir jetzt hin. Die Beregnungsanlage anstellen und all das.«

»Willst du ... die Feuer löschen?«

Lachend manövriert sie den Traktor in einem Halbkreis aus dem Hain auf die Straße. «Im Gegenteil. Feuer und Nässe schützen die Blüten. Die Beregnung ist günstiger, aber hier am Hang kann nicht gepumpt werden, deshalb gehen nur die Frostöfen. Es gab Jahre, da hat der Spätfrost ganze Ernten kaputtgemacht. Gerade hier oben am Berg kann es besonders haarig werden. Du wirst es gleich sehen. Es ist ein ausgeklügeltes System. Wir müssen mit dem Traktor die Pumpanlage in Gang setzen, die pumpt das Grundwasser in die Höhe, und die Beregnungsanlage verteilt es dann kreisförmig über die Bäume und Blüten.«

In ausgeklügelten Systemen hat alles seinen Platz und seine Bestimmung. Nichts ist zu viel und nichts zu wenig. Was will sie dann mit mir?

Stunden später sitze ich noch immer neben Anna in der Fahrerkabine des Traktors und schaue der Sonne dabei zu, wie sie langsam über die Berge steigt. Es war eine lange Nacht mit viel Arbeit. Reihe um Reihe sind wir die Apfelplantage immer wieder abgefahren. Die Öfen brauchten ständig frisches Holz. Die Beregnung Storm. Die Sprinkler mussten geprüft werden, die Schläuche knickfrei sein. Und all das haben wir für ein paar winzige Knospen und Blüten gemacht.

Ganz am Anfang gibt Anna mir eine kratzig verfilzte Decke, die ich mir über die Beine legen kann, einen alten Arbeitsparka für die Schultern und eine dicke Mütze.

»Seit 1900 ungefähr blüht das Obst immer früher«, ächzt sie ein wenig später und schließt die Schelle um einen dicken Wasserschlauch. Eine große Hilfe bin ich nicht. Aber vielleicht tut es schon gut, jemanden zu haben, mit dem man reden kann, einfach so. »Im Schnitt zwei Wochen, allein seit 1980. Und weil es

DAS GEHEIMNIS EINES GUTEN APFELS LIEGT IMMER IN DER BLÜTE, UND WENN DIE HIN IST, IST NICHTS MEHR ZU MACHEN.

weniger Schnee gibt, selbst in den Höhenlagen, erwärmt sich der Boden früher und lockt die Vegetation aus dem Winterschlaf. Doch der Zeitraum, in dem es zu Spätfrost kommen kann, hat sich nicht verschoben. Das kann bis in den Mai rein passieren und ganze Ernten vernichten. Dann kannst du dir den Rest des Jahres die Hände wund rackern und bist am Ende doch die Gelackmeierte. Das Geheimnis eines guten Apfels liegt immer in der Blüte, und wenn die hin ist, ist nichts mehr zu machen.« Sie richtet sich auf und begutachtet ihr Werk. Unter dem Wasserdruck bläht sich der Schlauch auf, kurz darauf ertönt ein rhythmisches Rauschen, als die Beregnungsanlage ihre Arbeit aufnimmt. Bis zu uns stieben winzige Tropfen. Sie legen sich als eisiger Film auf meine Haut.

»Es ist eine Wissenschaft für sich«, sagt sie, zurück auf dem Traktor. »Jetzt müssen wir wieder hoch, gucken, dass die Öfen nicht ausgehen.« Meine Finger sind steifgefroren, trotz der Decke und des Parkas klappern meine Zähne. An Anna scheint das alles vorbeizugehen.



**ICH HABE ES
SCHON SO OFT
GESEHEN, UND
TROTZDEM
VERZAUBERT
MICH DER AN-
BLICK JEDES
MAL WIEDER.
DAFÜR LOHNT
SICH AUCH EINE
DURCHWACHTE
NACHT**

Sie ist vollkommen in ihrem Element. Weiter oben am Hang bringt sie den Traktor zum Stehen und deutet auf einen Anhänger. »Da ist Holz drin. Für die Öfen. Du musst zusehen, dass sie schön voll sind. Sie sollen bis zum Ende der Nacht brennen.«

»Und das alles wegen der Blüten?« Einige Durchgänge später dehne ich meinen Nacken, drücke mit den Fingern in die verspannten Schultermuskeln. »Geht das nicht auch ...« Ich suche nach dem richtigen Wort. »... wirtschaftlicher?«

»Klar.« Sie zuckt mit den Schultern. »Ich könnte die Öfen mit Diesel oder Paraffin laufen lassen. Aber das will ich nicht. Das Holz hier kommt zu einem Großteil aus meinem eigenen Wald. So bleibt alles im Kreislauf. Schon die Römer haben mit Wärmekerzen ihre Obst- und Weinpflanzen geschützt, die Bäume brauchen die Wärme eben. Man muss nur sehen, was man der Natur geben kann und was man dafür zurückgeben muss.« Sie reibt sich die Hände. »Weiter geht's«, sagt sie. »Ich glaube, hier sind wir fertig. Bis die Öfen

jetzt ganz runterbrennen, dürfte die schlimmste Kälte vorbei sein. Lass uns lieber wieder runterfahren und noch mal nach den Pumpanlagen sehen.«

Das rhythmisch tship, tship, tship der Sprinkler dient als Hintergrundmusik für den Rest der Nacht. Obwohl ich kaum geschlafen habe, bin ich irgendwann nicht mehr müde. Ich habe mich an den Rauch gewöhnt und auch an die Dunkelheit. Immer wieder sieht Anna prüfend in den Himmel. Nach dem letzten Mal lenkt sie den Traktor an den Rand der Pflanzung und stellt den Motor aus. Von hinter dem Fahrersitz zaubert sie eine Thermoskanne hervor. Sie schraubt den Deckel ab, füllt ihn aus der Kanne mit einer dampfenden Flüssigkeit. Das intensive Kaffeearoma treibt mir ein wohliges Stöhnen aus der Kehle.

»Ich hab nur einen Becher.« Sie legt die Lippen an den Becherrand, nimmt einen Schluck, dann hält sie mir den Deckel hin. »Wenn es dir nichts ausmacht, können wir teilen.«

Mein zustimmendes Brummen genügt ihr als Antwort. Bitter und kräftig rinnt mir das Getränk die Kehle herunter. Die Schwärze der Nacht ist einem helleren Blau gewichen. Ein erster Hauch von Licht kitzelt die zackigen Bergspitzen, über unseren Köpfen strahlt der Himmel in Azur. Noch ist es nicht Tag, aber die Nacht hat sich verabschiedet.

Schweigend sitzen wir nebeneinander, reichen den Kaffee hin und her, leeren erst eine Tasse, dann noch eine. Eine Ahnung sagt mir, dass wir auf etwas warten, aber ich wage nicht zu fragen, was es ist. In dieser Stunde zwischen hier und jetzt liegt Magie, ein seltsamer Zauber, den ich nicht zerbrechen möchte.

Bei der dritten Tasse dann beobachte ich, wie die ersten Sonnenstrahlen die Scherbensplitter der Gipfel zum Glühen bringen. Als wären sie von unten angeleuchtet, ziehen Wolkenstreifen gülden über unseren Köpfen dahin. Vögel tshilpen, sehen dem Tag wie wir beim Werden zu. Einzelne Strahlen, Schwerter aus Licht, kämpfen sich weiter auf uns zu, ziehen über uns hinüber auf die andere Seite in die Abenteuer eines neuen Tages. Erwartung prickelt wie Nadeln auf meiner Haut. Wo die Sonnenstrahlen auf die Sprühnebel der Frostsprinkler treffen, entstehen Regenbögen. Alle sieben Farben, ein Spiel aus Licht und Wasser, und dann, nur Sekunden später, eröffnet sich mir das atemberaubendste Spektakel von allen. In der morgendlichen Sonne funkeln die

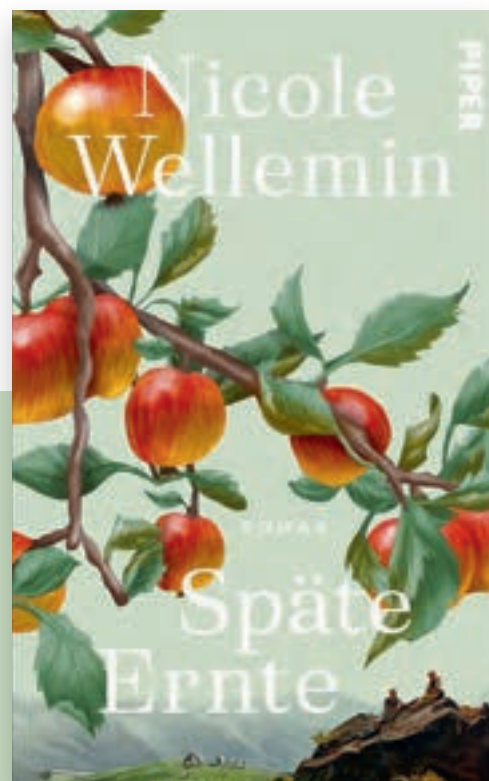
Blüten der Apfelbäume in schillernden Panzern aus Eis, eingefroren in ihrer grazilen Schönheit. Es sind Perlen vergänglicher Perfektion. Hier und da beginnt das Eis schon zu tauen, rinnen schimmernde Tränen die Zapfen entlang bis zu den Spitzen, von wo aus sie in gleichmäßigem Rhythmus zur Erde tropfen.

Wie in der Nacht dem Sog des Feuers, kann ich jetzt dem Anblick nicht widerstehen. Ich klettere aus dem Traktor. Das Gras unter meinen Sneakern ist steifgefroren, knistert bei jedem Schritt. Ich tauche ein in den Hain, bestaune mit offenem Mund das Wunderland, das Wasser und Frost geschaffen haben. Pelzige Stacheln aus hauchdünnem Schnee bewehren die Äste und Blätter der Bäume. Funkelnde Stalaktiten hängen von Pflanzendrähten und Zweigen. Jede Knospe, jede Blüte schützt eine Membran aus Eis, glasklar und glitzernd. Hinter dem Eis, gefangen und gleichzeitig geborgen, schlafen die Blüten. Zartrosa, wenn es noch Knospen sind, strahlend weiß bei den geöffneten Kelchen. Sogar die Staubgefäße kann ich hinter dem Eis erkennen. Pudrig gelb und leicht gebogen.

»Schön, nicht wahr?« Ich habe nicht gemerkt, dass Anna mir gefolgt ist, und zucke zusammen, als sie mir eine Hand auf die Schulter legt. Sofort lässt sie mich los und tritt einen Schritt zurück. »Ich habe es schon so oft gesehen, und trotzdem verzaubert mich der Anblick jedes Mal wieder. Dafür lohnt sich auch eine durchwachte Nacht.«

»Der Panzer aus Eis schützt die Blüten.« In meiner Stimme liegt Staunen.

»Nicht das Eis«, verbessert sie mich. »Das Gefrieren. Wenn das Wasser friert, entsteht Wärme, und die wird dann vom Eis eingeschlossen. Das Eis ist nur das, was wir von außen sehen. Die Wärme bleibt im Inneren. Deshalb muss man auch mit der Beregnung so lange weitermachen, bis das Eis von alleine von den Bäumen fällt. Beim Tauen passiert nämlich genau das Gegenteil. Es entsteht Kälte. Wenn wir nicht so lange neues Wasser drauf geben, bis die Umgebung warm genug ist, gehen die Blüten dennoch ein, und alles ist umsonst.« Die Blüten brauchen Zeit, das ist, was Anna mir sagt. Und Fürsorge. Niemanden, der sie drängt, sich den Panzer aus Eis zu früh abzustreifen. Anna versteht das. Sie weiß um die Zartheit der Pflanzen, sieht ihre Schönheit, auch hinter dem Eis. Ich schließe die Augen. Ein Lächeln zupft an meinen Lippen.



29.
FEB
2024

NICOLE WELLEMIN

SPÄTE ERNTE

Roman

Hardcover mit Schutzumschlag

352 Seiten

22,00 € (D) 22,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07195-6

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

98

GABY HAUPTMANN

HOFFNUNG AUF EINE GLÜCKLICHE ZUKUNFT



HOFFNUNG AUF EINE GLÜCKLICHE ZUKUNFT

GABY HAUPTMANN

INTERVIEW

Du wagst Dich zum ersten Mal an eine große Familiengeschichte. Was interessiert Dich besonders an Deinem neuen Projekt?

Familien haben mich schon immer fasziniert – und weil ich vielleicht eine gute ZuhörerIn bin, bekomme ich oft etwas über Familien erzählt. Kürzlich zum Beispiel im Wartezimmer eines Arzts, der letzte Satz meines etwa 80-jährigen Gesprächspartners: »Unter jedem Dach ein Ach!« Das mag stimmen, aber es gibt natürlich auch die glücklichen Seiten einer Familie – vor allem, wenn die Frauen aktiv sind. Dieser Aspekt hat mich ja bisher in all meinen Büchern interessiert: Was können Frauen mit ihrer Kraft, mit ihrem Einflusreichum, mit ihrem Engagement erreichen, wenn sie nicht von jemandem ausgebremst werden? Auch in Deutschland haben die Frauen über Jahrhunderte hinweg trotz ständiger Schwangerschaften oft Unglaubliches geleistet. Man sah es nur nicht – weil es immer normal war, dass Frauen neben der Kindererziehung noch vieles andere erledigten. Nun verfolge ich in meinem neuen Buch die Spur eines Mädchens, das zur Frau wird und ihre Kraft und Stärke in einer außergewöhnlichen Zeit an einem sehr besonderen Ort beweist.

Ja, Deine neue Heldin Anna erlebt sehr emotionale und bewegte Zeiten und ist früh auf sich gestellt. Ist sie deshalb eine neue Figur für Dich – oder hat sie auch etwas, das wir von Deinen früheren Heldinnen kennen?

Sie ist deshalb neu, weil sie in einer Zeit aufwächst, die für Frauen bestimmte Leitbilder vorgeschrieben hat: Unsichtbar im Hintergrund zu sein, sich als Dienerin der Männer zu verstehen, höhere Bildung für sich auszuschließen, der Familie alles unterzuordnen. Anna hat nicht die Möglichkeiten der heutigen Generation junger Frauen, sondern sie muss sich Schritt für Schritt im Rahmen der historischen Möglichkeiten vorankämpfen – und die waren 1913 von den Männern für Frauen eng abgesteckt worden.

Seit vielen Jahren lebst Du in enger Verbundenheit mit der Region am Bodensee. Jetzt setzt Du all Deine Erlebnisse und Eindrücke in Deinem neuen Buch um. Wie fühlt sich das an, so ausführlich über Deine Heimat zu schreiben?

Ich denke, dass es allen Frauen in ganz Deutschland zu dieser Zeit ähnlich ergangen ist. Entweder hast du einen reichen Mann geheiratet und hattest Dienstmädchen, oder du gehörtest selbst zum Personal. Dass sich Anna nun am Untersee ansiedelt, kommt natürlich auch daher, weil ich die Gegend gut kenne. Ich kenne den See, seinen Reichtum, seine Gefahren, ich liebe die Halbinsel HÖri mit ihrer lieblichen Hügellandschaft, die Gegend, wo sich schon vor hundert Jahren Schriftsteller und Künstler wie Hermann Hesse oder Otto Dix angesiedelt haben. Und wo während des Dritten Reiches sehr viele Kunstschaffende vor dem Nationalsozialismus Zuflucht suchten – auch wegen der vermeintlich rettenden Nähe zur Schweiz. Schön ist, dass ich jetzt im Rahmen meiner Vorarbeiten all das noch einmal viel intensiver kennenlernen kann.

Dürfen wir einen Blick in die Zukunft werfen? Anna ist die erste Heldin, die wir kennenlernen werden in Deinem Bodensee-Projekt. Im nächsten Buch wird ihre Tochter die Hauptrolle spielen. Verändert es Deinen Blick auf Anna, macht es die Figuren noch emotionaler, tiefer?

Jede der Frauen geht ihren Weg. Anna wird mit ihrem Mann August ein Wirtshaus auf der HÖri kaufen und aufbauen, dazu Landwirtschaft betreiben, viele Auf und Abs erleben, und quasi nebenbei fünf Töchter bekommen. Später übernimmt die älteste, Maria, die Mutterrolle für ihre jüngeren Schwestern. Als Wirtin geht Maria ihren eigenen, arbeitsreichen Weg. Und natürlich wurde da nicht viel gefragt: Zu der damaligen Zeit gab es weder Depressionen noch Empfindsamkeiten – der Tag begann früh und endete spät, für Gefühle blieb wenig Zeit. Wenn etwas passierte, hoffte man, dass es der liebe Gott schon richten würde.



BEI DER RECHERCHE HELFEN MIR DREI WIRKLICH TOLLE HISTORIKER, DIE MEINE VIELEN FRAGEN RUND UM DIE FRÜHEN JAHRE DES 20. JAHRHUNDERTS BEANTWORTEN.

Trotzdem waren die Emfindungen natürlich da – und ich werde meinen Figuren Emotionen geben, auch wenn sie sie nicht immer ausleben können. Das konnten übrigens die Männer ja auch nicht – viele Kriegsheimkehrer waren traumatisiert, manche auch ihren Familien gegenüber völlig verroht, ihre Erlebnisse machten sie mit sich selbst aus. Diese inneren Konflikte interessieren mich vielleicht besonders.

Wie gehst Du in Deiner Arbeit für diese spannende Spurensuche vor, die ja viel historisch Wahres und Geschehens erzählen wird? Auch das Wirtshaus, das zentraler Schauplatz sein wird, gibt es ja tatsächlich. Recherchierst Du vor Ort?

Den Ort des Wirtshauses kenne ich schon lange, die jetzige Besitzerfamilie des »Hirschen« in Horn sind Nachfahren meiner Heldin Anna. Bei der Recherche helfen mir drei wirklich tolle Historiker, die meine vielen Fragen rund um die frühen Jahre des 20. Jahrhunderts beantworten. Denn Anna kommt ja vom einsam gelegenen Hofgut Kraftstein bei Mühlheim an der Donau – da brauchte ich schon mal jemanden, der sich in der Geschichte dieser Gegend gut auskennt. René Labhart zum Beispiel hat mich gleich nach Steckborn in sein »Museum im Turm« eingeladen, und wir sind

die alten Fotos, Zeitungen und Klöppelarbeiten durchgegangen und waren zu Fuß auf Annas Spuren.

Hat Dich Geschichte früher schon interessiert und beschäftigt?

Ich musste ein bisschen schmunzeln, als ich mir dieses Projekt ausdachte. Mein Vater war der große »Burgenjäger«. Die Hauptmann-Familie war im Sommer jedes Wochenende zu irgendwelchen Burgen, Ruinen, Schlössern unterwegs. Mein Vater war Chefgrafiker bei Hohner, doch Geschichte und Archäologie waren seine Hobbies. Er fotografierte die Reste der Burgen und baute sie auf dem Papier wieder auf. Für die Zeitung schrieb er dann eine wöchentliche Burgenserie. Als ich mich bei Ludwig Henzler, einem »meiner« Historiker, telefonisch vorstellte, kam er gleich auf Arthur Hauptmann und seine Bücher zu sprechen. Das macht schon ein bisschen stolz. Und – wie gesagt – dass ich nun auf seinen Spuren wandle, entlockt mir ein Schmunzeln. Dass ich selbst einmal in die Geschichte einsteigen würde, wäre ihm eine große Freude gewesen. Aber natürlich liegt mir in diesen beiden Romanen vor allem die Schicksale meiner beiden Heldinnen am Herzen, die sich in besonderen Zeiten besonderen Widerständen gegenüber sahen. Davon zu erzählen ist mir wichtig und bereitet mir persönlich die größte Freude.

Gaby Hauptmann lebt seit vielen Jahren in Allensbach am Bodensee, sie kennt den Landstrich wie kaum eine andere. Als Schriftstellerin und Journalistin hat sie viele Begegnungen gemacht, unzählige Reportage und Recherchen an allen Ecken des Sees unternommen. Nun widmet sie sich in einer mitreißenden Familiensaga einem ganz besonderen Ort und seinen Menschen.

LESEPROBE

Mit ihrem Koffer fest in der Hand ging Anna auf die »Arenaberg« zu. Das war nun die letzte Etappe! Dann war sie am Ziel!

Ein breiter Steg führte zum Schiff hinüber, aber er schwankte leicht, und sie klammerte sich erschrocken an das Geländer.

»Keine Angst, Fräulein!« Ein stattlicher Mann mit Kaiser-Wilhelm-Bart streckte ihr seine Hand entgegen. »Gleich haben Sie es geschafft!«

Er nahm den abgezählten Fahrpreis entgegen und riet ihr dann, sich, wegen des Qualms aus dem Schornstein, nach vorn zu setzen. »Vor allem die Damen, wegen des schönen Teints«, sagte er und zupfte an seinem Schnurbartende.

Anna bedankte sich schnell, suchte sich auf dem vollen Vorderdeck einen Platz, ließ sich schließlich auf einer harten Holzbank nieder, den Koffer vor ihren Knien abgestellt.

»Na, hoffen wir mal, dass es diesmal keine Rettungsaktion geben wird!«

Die junge Frau neben ihr warf ihr einen Blick zu.

Anna war sich nicht sicher, hatte die Dame sie angesprochen?

Der junge Mann, der ihr schräg gegenüber saß, zuckte mit den Achseln. »Es ist ja nichts passiert. Nur ein Abenteuer ...«

»Nichts passiert?«, empörte sich eine Frau zu ihrer

Linken, »wenn das Schiff hängenbleibt und man über Leitern auf die Brücke hinaufklettern muss, dann sagen Sie, es sei nichts passiert?«

»Nun«, er lächelte nachsichtig, »die ‚Arenaberg‘ ist ja wieder flott gemacht worden, die Brücke in Diessenhofen wurde nicht beschädigt und auch sonst kam keine Person zu Schaden.«

»Aber der Schreck!«, legte die Frau nach.

»Ja, ein Schreck war es schon«, bekräftigte die junge Frau und meinte nun doch augenscheinlich Anna.

»Passiert so etwas häufig?«, wollte Anna wissen, denn sie dachte mit Sorge an den Pfarrer, wenn sie nicht ankommen würde. Wie wäre er zu benachrichtigen? Und was wäre mit ihrem Koffer, ihrem gesamten Hab und Gut? »Kann das Schiff sinken?«

»Jedes Schiff kann sinken«, schnaubte die Frau an ihrer Seite und mit einem schnellen Blick zu ihrem Gegenüber. »Aber das wäre ja dann vielleicht auch nur ein Abenteuer?«

Er lächelte vielsagend. Und Anna betrachtete ihn verstohlen. Es war ein junger Mann, vielleicht so alt wie ihr Bruder, Anfang 20. Aber der hier hatte keine breiten Schultern, sondern war schmal gebaut, sein Anzug saß, als ob er für ihn geschneidert worden sei, ein gefaltetes Taschentuch in der Brusttasche, ein blütenweißes Hemd mit penibel heruntergeklappten Ecken des steifen Stehkragens, dazu edel aus-



*ABER EGAL,
WIE DIE
FAHRT AUCH
IMMER VER-
LAUFEN MAG,
DIE GEGEND
IST STETS AUFS
NEUE ZAUBER-
HAFT.*

sehende Manschettenknöpfe, die breite Krawatte und die Weste, an der eine goldene Kette baumelte. Annas Blick fiel auf den verwegenen Hut, den er neben sich abgelegt hatte, schwarz, mit breitem Hutband. Auch sein schmales Gesicht und seine braunen Augen, die sich nun auf sie richteten, gefielen ihr. Hatte er ihre Neugierde gespürt? Instinktiv wollte sie den Blick senken, so wie es ihr in der Schule gepredigt worden war: Ein Mädchen senkt züchtig den Blick, wenn es einem Mann gegenüber steht. Aber irgendwie schaffte sie es nicht. Und eigentlich wollte sie es auch nicht. Also gab sie seinen Blick zurück. Er lächelte. Nein, eigentlich lächelten seine Augen, und das setzte sich bis zu seinen Mundwinkeln fort. »Wollen Sie auch ein bisschen Abenteuer?«, fragte er sie, und Anna verschluckte sich.

In diesem Moment gab es ein lautes Zischen und Kreischen um sie herum, ein durchdringend schrilles Signal ertönte, zudem ging ein Beben und Schütteln durch das Schiff, und kurz danach hatten sie abgelegt. Anna drehte sich auf ihrer Bank so um, dass sie das Ufer besser sehen konnte. Ja, sie fuhren. Sie seufzte kurz und drehte sich wieder zu ihren Mitreisenden zurück.

»So schwer?«, fragte der junge Mann.

»Mit Gottes Hilfe ist alles zu schaffen«, antwortete Anna mechanisch.

Die Frau neben ihr hüstelte und legte sich schnell die behandschuhte Hand auf die Lippen. »Mit Gottes Hilfe kommen wir heute hoffentlich unbeschadet an unser Ziel«, sagte sie gedämpft.

»Welches Ziel das auch immer sein mag«, erwiderte der junge Mann und zwinkerte Anna zu. »Es gibt erreichbare Ziele und unerreichbare. Wer entscheidet das? Der liebe Gott?«

»Nun lass sie in Ruhe!«, fuhr die junge Frau neben Anna ihn an. »Du machst sie verlegen! Sie ist doch noch ein Kind!«

Bin ich nicht, dachte Anna trotzig, entschied aber, keine Diskussion zu entfachen, sondern sich lieber auf ihre erste Fahrt mit einem Dampfschiff zu konzentrieren.

»Aber egal, wie die Fahrt auch immer verlaufen mag, die Gegend ist stets aufs Neue zauberhaft.« Die Frau neben ihr lehnte sich aufseufzend zurück, schenkte ihr dann ein Lächeln und zeigte vage auf

das gegenüberliegende Ufer, das langsam vorüber glitt. »Finden Sie nicht?«

Damit war offensichtlich Anna gemeint.

»Ich bin zum ersten Mal hier. Aber ich habe schon oft gehört, wie schön es am Bodensee sein soll.«

»Dann müssen Sie sich heute gleich mal sattsehen. Ich wohne schon lange hier und liebe diese Strecke zwischen Schaffhausen und Konstanz, diese sanfte Hügellandschaft mit ihren Tieren, den Weinbergen und den Schlössern. Und heute sogar«, sie deutete nach oben, »unter einem wolkenlosen blauen Himmel.«

»Ja«, Anna nickte. »Es ist wirklich schön.«

»Überwältigend schön!« Die Frau nickte bekräftigend und zupfte ihren Rock zurecht. »Und«, fragte sie nach einer kurzen Pause, »Sie sind alleine unterwegs?«

»Ja.« Anna schloss kurz die Augen. »Ja, ich trete eine neue Stelle an. In Steckborn.«

»In Steckborn?«, mischte sich der junge Mann von gegenüber ein, »wo denn da?«

»Hotel Krone.«

»Die Krone? Ja, die kenne ich!«

»Das Gebäude liegt direkt an der Anlegestelle, das kennt jeder«, schnitt die Frau ihm das Wort ab. »Viel interessanter ist doch, wie Sie sich fühlen? So fern von zu Haus ...«, sie hielt kurz inne, »es ist doch richtig, Sie sind fern von zuhaus, oder?«

»Ja, es ist schon weit. Mühlheim an der Donau. Wir haben dort ein Hofgut, Hofgut Kraftstein. Es liegt ziemlich einsam auf einer Hochebene. Im Vergleich zu hier ist es dort ein bisschen karg.«

»Und Ihre Eltern?«

»Mein Vater ist tot. Meine Mutter war beim Abschied traurig.« Anna biss sich kurz auf die Lippen.

»Ich auch.« Dann sah sie hoch, der Frau direkt ins Gesicht. »Aber es ist eine Chance, und ich werde sie nutzen. Meine Zukunft liegt noch vor mir, und wenn ich jetzt auch ein bisschen aufgeregt bin, so weiß ich doch genau, dass ich es schaffen werde, denn ich habe ein Ziel.«

»Ein Ziel?«, fragte nun die junge Frau von der anderen Seite.

»Ja, ich möchte meiner Mutter von meinem ersten Lohn ein schönes Geschenk machen. Darauf freue ich mich jetzt schon.«



29.
FEB
2024

GABY HAUPTMANN

HOFFNUNG AUF EINE GLÜCKLICHE ZUKUNFT

Roman

Klappenbroschur

416 Seiten

17,00 € (D) 17,50 € (A)

ISBN 978-3-492-06478-1

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)



GOD KILL ER

HANNAH KANER

EINE MAHNUNG AN ALLE BÜRGER VON MIDDREN

AUF ANORDNUNG VON
KÖNIG ARREN
DEM ZWEITEN

HELD VON BLENRADEN, DIE AUFGEHENDE SONNE DES
WESTENS, IM NUNMEHR DRITTEN JAHRE SEINER HERRSCHAFT
Nachdem er unser Land vor dem Krieg der Götter rettete

DIE ANBETUNG VON GÖTTERN
IST INNERHALB DER GRENZEN DER
NATION VON MIDDREN VERBOTEN.

*Dieses Gesetz gilt von der NORDÖSTLICHEN Grenze zu den GEFÄHRLICHEN
LANDEN TALICIANS bis zur WESTLICHEN MEERESSENGE und den
KAUFMANNSINSELN.*

Der Besitz von SCHREINEN,
TOTEMS, AMULETTEN
und SYMBOLEN, die mit
irgendeinem bekannten GOTT in
Verbindung stehen, steht unter Strafe.

Pilgerreisen zu HEILIGEN
ORTEN ziehen GELDSTRAFEN,
KERKER und ÖFFENTLICHE
AUSPEITSCHUNG eurer
TREULOSEN FÜSSE nach sich.

DIE VEIGA, JÄGERINNEN UND JÄGER
DER GÖTTER, HANDELN NUNMEHR
IM NAMEN DES KÖNIGS.

Wer einen SCHREIN, einen GOTT oder GESETZESBRECHER SIEHT oder einen VERDACHT hegt,
MELDET DAS DEM NÄCHSTEN DORFVOGT

INTERVIEW

Die Autorin im Interview zu ihren Göttern

Welche Rolle spielen Götter in ›Godkiller‹? Was unterscheidet sie von Menschen?

Die Götter in meiner Welt sind so real wie Menschen, nur dass sie aus den Wünschen, Sehnsüchten und Hoffnungen der Sterblichen entstehen und ihre Existenz von Opfergaben abhängt. Je mehr Schreine und Gläubige es gibt, desto mehr Macht haben sie. So können die Götter Versprechen einlösen, Flüche wahr werden lassen, Dämonen rufen ... doch das alles für einen Preis: Liebe.

In deiner Welt gibt es Feuer-, Meeres- und Flussgötter und viele mehr. Wie hast du dich inspirieren lassen?

Ich habe mich auf die griechische, nordische, keltische und bayrische Mythologie bezogen. Mein Ziel war es, meine Götter vertraut zu gestalten und sie gleichzeitig zu etwas Neuem zu machen. Trotzdem gibt es Bezüge zu den ursprünglichen Mythen. Hestra basiert auf Hestia, der griechischen Göttin des Herdfeuers. Der Gott der Jagd greift zurück auf Herne den Jäger, und bei Skediceth kommt die Inspiration von einem Wölperinger oder Haggis.

Skediceth, der Gott der Notlügen, ist an das adelige Mädchen Inara gebunden. Was macht die Beziehung der beiden so besonders und weshalb ist sie interessant für den Verlauf deines Romans?

Skedi besitzt, anders als die meisten Götter, keinen Schrein, keine Erinnerung und keine Anbeter. Er sollte gar nicht existieren. Seine Beziehung zu Inara ist so interessant und kompliziert, weil sie einander wichtig sind, aber beide andere Dinge wollen. Inara braucht Sicherheit, ein Zuhause und Lebensfreude. Skedi dagegen sehnt sich nach Freiheit durch einen Schrein und eigene Anbeter. Inara reicht ihm nicht, und die Ungleichheit ihrer Kräfte wird im Verlauf des Romans schmerzhaft deutlich.

Das Beste zum Schluss: Über welchen Gott hast du am liebsten geschrieben?

Das ist, als müsste ich mein Lieblingskind wählen! Wenn es nicht Skedi ist, dann ist es Aan. Aan ist eine uralte Flussgöttin tief aus den Bergen. Ich liebe ihre Naturverbundenheit. Sie ist sinnlich, spielerisch und weise, und viel mächtiger, als sie sich gibt. Ich liebe junge Götter, die Unruhe stiften, aber ich möchte sie den älteren, wilden Göttern gegenüberstellen. Ich freue mich schon, diesen Gegensatz im zweiten Band weiter zu verfolgen.

LESEPROBE

KAPITEL 1

Kyszen

Es war schwer, einen Gott in seinem Element zu töten. Daran erinnerte sich Kyszen bei jedem verfluchten Schritt, den sie die steilen, hügeligen Hänge des mittelwestlichen Middren hinaufstapfte, Talicias einst mächtigeren Nachbarn. Bis es seine östliche Handelsstadt Blenraden und die Hälfte seiner Bewohner an zänkische Götter verloren hatte. Schrecklich für Middren, aber gut für die Geldbörsen von Godkillern wie sie, Kyszen.

Die Luft war frisch und kühl am Morgen. Middren hatte gerade erst angefangen, den Griff des Winters abzuschütteln. Obwohl Kyszens rechtes Bein zum Wandern gebaut war und sie ihr Knie doppelt bandagiert hatte, spürte sie bereits, wie sich dort, wo ihre Prothese an ihrem Fleisch saß, Blasen bildeten. Die würden ihr später eine Welt voller Schmerzen bereiten.

Der schmale Weg durch den Wald war von Schlamm und halbgefrorenem Eis überzogen, aber Kyszen erkannte hier die Form eines Fußes im Moos, dort einen umgedrehten Stein und an einigen Stellen sogar Blutstropfen, die ihr sagten, dass dies der richtige Weg war. Das war die Art von Pfad, auf dem die Menschen beteten.

Trotz ihrer Geschicklichkeit als Spurensucherin war die Sonne schon halb aufgegangen, als sie die Markierung endlich fand: eine Reihe weißer Steine am Rande des Pfades, wo der Boden sich zu einem nahen Bach senkte. Eine Schwelle. Sie lockerte die Schultern und holte tief Luft. Vielleicht hätte sie diese Göttin in einen kleineren Schrein locken können, aber das hätte Zeit und Geduld erfordert. Beides hatte sie nicht.

Sie überschritt die Grenze.

Die Geräusche veränderten sich. Verstummt war das Vogelgezwitscher des frühen Morgens und verschwunden der Duft von Blättern und Mulch. Stattdessen hörte sie Wasser rauschen, konnte Tiefe und kalten Stein erahnen und roch die schwachen Spuren von Weihrauch in der Luft – und Blut.

Es war schwieriger, einen Gott zu töten, als einen zu erschaffen. Selbst eine frischgeborene Göttin wie diese hier, die nur ein paar Jahre alt war. Noch schwieriger war es, einen Gott mit einer Münze oder einer Perle zu locken, wenn er erst einmal Geschmack an Opferungen gefunden hatte.

Der Geruch von Weihrauch wurde stärker, als Kyszen sich vorsichtig am Ufer entlangbewegte. Die Göttin wusste, dass sie hier war. Kyszen blieb auf den Steinen des Ufers stehen, gab sich der Schmerzen in ihren Beinen, der Kälte des Morgens und dem scharfen Zwicken der Blasen hin. Sie zückte ihr Schwert nicht, noch nicht. Der Fluss war seicht, aber die Strömung war stark, und auf dem Wasser trieb weißer Schaum von den nahegelegenen Wasserfällen.

Die Luft wurde kühler.

Du bist hier nicht willkommen, Godkiller. Die Gedankensprache der Götter war schmerzhafter, als eine Nadel in den Schädel zu bekommen. Es fühlte sich an, als würde ihr Geist zerrissen, wie eine Invasion.

»Du bist gierig gewesen, Ennerast«, erwiderte Kyszen. Die Luft zischte. Namen besaßen Macht, und Götter spürten den Zug ihres Namens wie einen Haken in ihren Rippen, der sie ins Freie zog.

Aber Ennerast ließ sich nicht allein durch ihren Namen hinauslocken.

Es war nur ein bisschen Blut, sagte Ennerast, *nur ein oder zwei Kälber. Niemand von der Brut der Menschen.*

»Komm schon, du hast sie ausgehungert, bis sie sie dir gegeben haben«, sagte Kyszen, die ihren Blick umherschweifen ließ und ihre Umgebung prüfend musterte.

»Du hast ihre Gewässer mit Krankheiten verseucht. Du hast ihre Kinder und ihre Ältesten an deine Ufer gezerrt und ihr Leben bedroht.« Wo sie stand, hatte sie nur wenig Vorteile. Der Fluss plätscherte an ihren Stiefeln.

Wirklich, die Siedlung hier hätte schon früher eine Veiga rufen sollen. Kein Anführer einer Stadt von der

Größe Ennertons, der etwas auf sich hielt, hätte eine Gottheit so lange leben lassen sollen, dass sie derart mächtig wurde. Obwohl Schreine verboten waren, tauchten immer wieder Götter auf. Wesen mit Macht, Geister, denen die Liebe und die Angst der Menschen Kraft und Willen verliehen, bis sie stark genug waren, um sie auszubeuten. Menschen waren törichte Geschöpfe, und Götter waren grausam.

»Du hast ihnen Schaden zugefügt«, sagte Kyssen. Das Wasser zu ihren Füßen strömte nicht mehr, sondern wirbelte stattdessen gegen das Ufer.

Das ist mein Recht. Ich bin eine Gottheit.

»Ha.« Kyssen lachte humorlos. »Du zehrst von den Verängstigten, Ennerast. Du bist eine Ratte, und ich bin deine Jägerin.«

Kyssen griff in ihren Wachswollmantel und fuhr mit den Fingern über ihre Taschen mit Reliquien und Totems, Werkzeugen und Weihrauch, den kleinen Hilfsmitteln ihres Handwerks. Sie erkannte, was sie suchte, an den feinen geriffelten Markierungen auf dem Gefäß, schob ihren Fingernagel unter den Korke und hob ihn ab. In dem Gefäß befand sich ein zusammengerolltes, beschriebenes Stück Leder.

Die Luft um sie herum war aufgeladen, als wäre sie nervös und aufgeregt. Das Wasser begann zu schäumen.

Was ist das?

Kyssen vermochte nicht zu spüren, was Götter wahrnehmen konnten: Angst, Hoffnung, Verzweiflung; Gefühle, mit denen sie gerne spielten, die ihnen aber gleichgültig waren. Aber sie wusste, was Götter antrieb, wonach sie sich sehnten. »Es ist ein Gebet«, sagte sie, ohne es loszulassen.

Ich will es haben.

»Das Gebet eines jungen Mannes aus einem fernen Dorf.« Kyssen drückte den Daumen auf den Korke. »Er möchte vor der Dürre und den Bränden in seinen Wäldern gerettet werden, um seine Ernte und seine Tiere zu retten. Er sehnt sich verzweifelt nach Wasser.«



***DU ZEHRST
VON DEN
VERÄNGSTIG-
TEN, ENNERAST.
DU BIST EINE
RATTE, UND
ICH BIN DEINE
JÄGERIN.***

Gib es mir.

»Er verspricht alles, Ennerast.« Kyssen lächelte. »Alles.«
Meins.

Das Wasser schoss in die Höhe und verwandelte sich in einen grünen Sturzbach, mit einem Kopf so glatt wie Stein und von Unkraut überwucherten Armen. In der Mitte, in einem Körper aus fließendem Wasser, befand sich eine dunkle Masse: ein Herz aus Blut. Die Gestalt griff nach Kyssen, die ihren Stand sicherte und mit einer einzigen fließenden Bewegung ihre Klinge zog und Ennerasts Finger abtrennte. Die



*LASS MICH
LEBEN, VEIGA,
VIELLEICHT
HAST DU NOCH
VERWENDUNG
FÜR MICH.*

Gottheit schrie auf, zog sich zurück, und Wasser bildete sich dort neu, wo ihr Flussfleisch zerfetzt worden war. »Es brennt«, sagte sie laut, mehr überrascht als verletzt. Ihre Augen waren flach und grau, wie Kieselsteine.

Das Schwert war leicht und härter als Stahl, strapazierfähig, geschmiedet aus einer Mischung aus Eisen und Bridhid-Erz, wie Kyssens Bein. Es konnte die Materie eines Gottes ebenso zuverlässig zerschneiden wie die eines Menschen, von der kleinsten Gottheit der Verlorenen Dinge bis zum großen Gott des Krieges. Eine Göttin wie Ennerast, die sich erst kürzlich in diesem Gebirgsfluss manifestiert hatte, war noch nie von einer Briddite-Klinge verletzt worden.

Die Göttin fletschte ihre Knochenzähne und schlug gegen das Ufer unter Kyssens Füßen. Es gab nach, und Kyssen stürzte in den Fluss. Sie versuchte, aufzustehen, aber das Unkraut schlang sich um ihre Hand-

gelenke und zog sie tiefer hinab. Wasser drang in ihren Mund und ihre Nase und in ihre Lunge.

Kyssen schob ihr Schwert vorwärts, gegen das Unkraut, und rammte die Klinge in das Flussbett. Sie traf auf einen Stein und hielt stand. Ihr rechtes Bein rammte sie hart nach unten, und gewann etwas mehr Stabilität. Mit aller Kraft riss sie ihre Klinge aus dem Wasser und durchtrennte mit der Schneide Strömung und Unkraut. Dann bäumte sie sich auf und schlitzte Ennerasts Arm auf, als die Gottheit versuchte, sie unter Wasser zu drücken.

Ennerasts Fleisch fiel in einer Kaskade von Wasser in den Fluss. Sie kreischte, die Strömung wurde schwächer, und Kyssen sah, wonach sie suchte. Hinter dem Wasserfall blitzten ein Knochen, ein farbiges Band und ein Stein auf: der Schrein der Flussgöttin. Ennerast war keine alte Gottheit mit vielen Schreinen, vielen Gebeten. Jene konnten nach Lust und Laune die Welt bereisen. Ennerast hingegen war eine neue Gottheit, und obwohl sie in der Wildnis geboren war, brauchte sie ihren Schrein zum Leben.

Kyssen ließ Ennerast keine Zeit, sich neu aufzustellen. Sie sprang vor und hob ihre Klinge zum Schlag.

Ennerast tappte in die Falle. Sie tauchte ab, um ihr Heiligtum zu schützen, und Kyssen drehte sich im letzten Moment um und riss das Schwert mit aller Kraft hoch.

Es bohrte sich durch Ennerasts dunklen Torso und direkt in die blutige Masse ihres Herzens. Die Gottheit brüllte wie ein Damm, der tosend brach. Sie schnappte nach Kyssens Schwerthand und packte sie so fest, dass sie ihr fast die Knochen zermalmte.

»Bitte«, flehte Ennerast. »Lass mich leben, Veiga, vielleicht hast du noch Verwendung für mich.«

»Ich brauche keine Götter«, erwiderte Kyssen.

»Das sagt eine, die das Versprechen von Osidisen noch im Herzen trägt.«

Das Wasser war ein Verräter von Geheimnissen; Geschichten wurden von Tropfen bis zum Wolkenbruch weitergegeben, vom Rinnsal bis zum Meer. Nichts konnte das Geschwätz einer Wassergottheit aufhalten.

»Ich kann dich davon befreien, weißt du«, sagte Ennerast, beugte sich über die Klinge und schob ihr Gesicht dicht an das von Kyssen. »Von dem Versprechen, den Narben, den Erinnerungen.« Sie strich Kyssen über die Wange.

»Mächtiger Götter als du haben mir Angebote gemacht, Ennerast«, sagte Kysen, »und ich habe sie trotzdem getötet.«

Ennerast zischte. »Dann verfluche ich dich!«, schrie sie. »Ich ...«

Kysen riss ihr Schwert in einem Schwall aus Blut und stinkendem feuchtem Wasser aus der Seite der Gottheit, und der Schrein hinter dem Wasserfall zerbarst. Ennerast gab keinen Laut von sich, als ihr Fleisch in die Strömung zurückfiel und im Fluss Ennerun versank. Sie gab den Fluss frei, für die Stadt und die Dörfer, die er speiste, zum Gedeihen oder zum Untergang. Aber es gelang ihr, Kysen einen letzten Stich ins Herz zu versetzen.

Wenn Middren an die Götter fällt, wird eure Art die erste sein, die stirbt.

Die Geräusche des Flusses verstummten, und der süßliche Duft von Weihrauch wurde wieder von dem nach Lehm und Feuchtigkeit überlagert. Der Gesang der Vögel kehrte zurück.

Kysen zitterte. Sie war bis auf die Knochen durchnässt, doch ihre Arbeit war noch nicht getan. Die Gottheit war tot, aber Götter konnten zurückkommen. Der Schrein war ihre Erinnerung, die dort dargebrachten Opfer waren ihr Anker in der Welt.

Kysen näherte sich dem Schrein. Er war beschädigt, aber nicht völlig zerbrochen. Zwei Tierschädel waren zersplittert. Die meisten Gottheiten verlangten eher Tieropfer als Menschenopfer. Kysen raffte die Trümmer zusammen und warf sie zum Verrotten in den Wald. Der Weihrauch war zerbröckelt, aber die Asche war übriggeblieben. Sie schüttete etwas davon in eine kleine Glasphiole und warf den Rest ins Wasser. Viele der anderen Gaben an Ennerast waren noch intakt. Genug, um sie wieder zum Leben zu erwecken, wenn sie verschont würden. Kysen behielt einen gewebten Seidenstreifen, handgefertigt, mit einem Gebet in der Weberei und Blut, das mit den Fäden vermischt war. Ein Liebesgesuch, wie es aussah. Sehr verlockend für eine Gottheit. Von den anderen Gebeten lohnte es sich kaum, eines aufzubewahren. Kysen schichtete die Überreste des Schreins auf und zündete sie an, weit weg vom Wasser und in einem Ring aus Steinen. Sorgfältig beobachtete sie, wie der behelfsmäßige Scheiterhaufen zu Asche verbrannte.



01. FEB 2024

HANNAH KANER

GODKILLER

Roman

Aus dem Englischen von

Wolfgang Thon

Klappenbroschur

448 Seiten

18,00 € (D) 18,50 € (A)

ISBN 978-3-492-70921-7

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf [piper.de/leseexemplare](https://www.piper.de/leseexemplare) oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

1974

Eine deutsche Begegnung.
Als die Geschichte Ost und West
zusammenbrachte.



RONALD RENG

Ronald Reng ist einer der herausragenden Sachbuchautoren seiner Generation. Sein Buch »Spieltage. Die andere Geschichte der Bundesliga« erhielt neben der Auszeichnung zum »Fußballbuch des Jahres« den renommierten NDR Kultur Sachbuchpreis. Zuletzt erschien »Der große Traum«, eine neunjährige Langzeitstudie über drei Fußballtalente. Auch sein jüngstes Buch basiert auf gründlicher Recherche und vielen Gesprächen mit Zeitzeugen. Es erzählt eine ganze Epoche deutsch-deutscher Geschichte anhand eines Kristallisationspunktes der deutschen Pop-Kultur.

Am 22. Juni 1974 fand im Hamburg das einzige Fußballspiel der Geschichte zwischen der Bundesrepublik und der DDR statt.

Aber konnte es dabei wirklich nur um Fußball gehen?

Ronald Reng führt uns an jenem Tag vor genau 50 Jahren zu einem RAF-Terroristen ins Gefängnis nach Zweibrücken, der erstmals seine ganze Geschichte erzählt, und er bringt uns ans Deutsche Theater Ost-Berlin, wo an jenem 22. Juni 1974 ein Stück gegeben wird, das in der DDR die pure Sensation ist, »Die neuen Leiden des jungen W.« Und von all diesen scheinbar fernen Orten führen die Fäden zum Weltmeisterschaftsspiel in Hamburg. In langjähriger intensiver Recherche hat Ronald Reng eine Vielzahl außergewöhnlicher deutsch-deutscher Lebensgeschichten entdeckt, die alle mit jenem Spiel am 22. Juni 1974 verbunden sind und die uns vor Augen führen, wie sich das zweigeteilte Deutschland vor 50 Jahren anfühlte und funktionierte. Als Willy Brandt nach seiner Entspannungspolitik über einen DDR-Spion stürzte, als Erich Honecker nervös wurde, die neue Offenheit, die er selbst propagiert hatte, könne zu weit gehen. Als Kinder stundenlang unbeaufsichtigt durch Wälder und Straßen streiften (selbst wenn sie der Sohn des Bundeskanzlers waren), als ein paar Jugendliche in Jena nur ihre Musik hören, ihre Gedichte veröffentlichen wollten und sich unversehens in der Rolle von Dissidenten in der DDR wiederfanden.

In langen Zeitzeugengesprächen und Archivrecherchen mit exklusivem Zugang zu Polizei- und Stasiunterlagen holt Ronald Reng eine der faszinierendsten Epochen deutscher Zeitgeschichte zurück. Die Siebziger. Eine Zeit, als alle glaubten, die Teilung in zwei Staaten sei, zumindest in ihrer Lebenszeit, in Stein gemeißelt.

Es geht in diesem Buch um die große Geschichte und die kleinen Dinge des Alltags, es geht um den jüngsten Sohn des Bundeskanzlers, Matthias Brandt, genauso wie um eine Frau, die in Hamburg Lokalpolitik macht und noch nicht weiß, dass sie einmal eine der erfolgreichsten Schriftstellerinnen des Landes werden wird, oder um eine Schauspielerin aus Ost-Berlin, die Star ist in einem Staat, in dem alle gleich sein sollen – und es geht darum, wie das alles zusammenhängt.

Um Fußball geht es natürlich auch in dem Buch. Wenn sich das einzige deutsch-deutschen Länderspiel der Geschichte am 22. Juni dieses Jahres zum 50sten Mal jährt, wird es inmitten der Europameisterschaft 2024 eine große mediale Aufmerksamkeit erfahren – aber mehr Details, mehr Enthüllungen und zurechtgerückte Mythen um Gerd Netzer, Wolfgang Overath, Jürgen Sparwasser, Gert Kische und all die anderen Helden werden sich nirgendwo finden.

LESEPROBE

Keine Macht für niemand

Lothar Kurbjuweit kannte die gesamtdeutsche Begeisterung für Fahrzeuge gut genug, um zu wissen, etwas stimmte nicht, wenn abends um sechs auf der Autobahn kein Auto fuhr. Er war noch immer beschwingt von der Gewissheit, ab nächster Woche in der Runde der besten acht Teams bei der Weltmeisterschaft spielen zu dürfen, doch je länger er aus dem Fenster des Mannschaftsbusses blickte, desto unheimlicher wurde ihm. Außer ihrem Bus und der Polizeieskorte schien die A7 Richtung Hamburg leer.

Als die DDR-Auswahl die Strecke acht Tage zuvor zu ihrem ersten WM-Spiel gegen Australien gefahren waren, hatten ständig Autofahrer von der Überholspur herüber gewunken, gehupt, den Daumen hoch- oder runtergestreckt.

Nun fuhren sie unter einer Autobahnbrücke hindurch, und Lothar Kurbjuweit sah, dass sie von Polizisten besetzt war.

Was war hier los?

Hatte es eine Terrorwarnung gegeben, von der ihnen niemand etwas gesagt hatte?

Tatsächlich hatte die Polizei mehr Angst vor Autofahrern, die vor lauter Begeisterung über den Anblick der Fußballer die Kontrolle über ihren Wagen verlieren könnten. Auf dem Weg der DDR-Auswahl zum Australien-Spiel hatte die Polizei beobachtet, wie ein Autofahrer den Mannschaftsbus zu fotografieren versuchte, während er seinen Wagen auf der Überholspur steuerte. Daraufhin hatte die Hamburger Einsatzleitung entschieden, bei der Fahrt zum Stadion am 22. Juni 1974 die Überholspur neben dem Bus durchweg zu blockieren. Ein Polizeiwagen fuhr direkt hinter dem Bus beständig mit Tempo 80 auf der Überholspur. Und Lothar Kurbjuweit, der aus dem Busfenster schaute, sah nichts mehr außer einer vermeintlich leeren Autobahn.

Es gab keine konkreten Hinweise auf einen Terroranschlag. Auch das abgehörte Gespräch des RAF-Terroristen Jünschke mit seiner Braut über Raketen

auf WM-Stadien änderte nichts an der internen Einschätzung der Hamburger Polizei. Im Licht des Olympia-Attentats von 1972 blieb jeder Hinweis relevant. »Die Ernsthaftigkeit der bekannt gewordenen Drohungen unterliegt erheblichen Zweifeln«, hieß es in einem internen Polizeivermerk, »ohne dass sie als ganz bedeutungslos angesehen werden können.«

Über dem Volksparkstadion war ab 17 Uhr eine Flugsperrzone eingerichtet worden. Funker des Bundesgrenzschutzes standen waren in Alarmbereitschaft. Einige Tage vor dem Spiel hatte westlich des Volksparkstadions, in Richtung Klärwerk Sülldorf, ein Funker minutenlang die Frequenz 27.185 auf dem 11-m-Band angepeilt, ohne etwas zu sagen. Durch ein Funksignal könnte eine Bombe im Stadion gezündet werden.

Sollte sich während des Spiels wieder ein Funker in Stadionnähe ins Netz einloggen, würde der Bundesgrenzschutz sein Signal mit einem erheblich stärkeren Störsender von der Frequenz verdrängen. Ein Mobiles Einsatzkommando stand bereit, um sofort die Gegend nach dem verdächtigen Funker zu durchkämen. Alles schien vorbereitet.

Um 18.16 Uhr kam der Mannschaftsbus der DDR am Stadion an. Ohne aufgeregte Autofahrer um ihn herum hatte er nur 19 Minuten für die 24 Kilometer gebraucht. Die bundesdeutsche Mannschaft war schon seit einer Viertelstunde in der Umkleidekabine.

Es war noch taghell, am 22. Juni, dem zweitlängsten Tag des Jahres, doch die Flutlichter wurden schon zeitig vor dem Anpfiff um 19.30 Uhr eingeschaltet. Flutlichter brauchten, genau wie die Fußballer, eine Zeit, um sich aufzuwärmen und die höchste Strahlkraft zu erreichen. Das aufgehende Licht der Scheinwerfer weckte die Erwartung. Gleich ging es los.

Es gibt Momente, von denen die Menschen sagen, »ich weiß noch genau, wo ich war«. Aber war das einzige Fußballspiel der Geschichte zwischen der Bundesrepublik und der DDR solch ein Augenblick?



Konny Weise im Duell mit Beckenbauer

Matthias Brandt würde es nicht beschwören, aber er meint, dass er alleine vor dem Fernseher im Wohnzimmer der Dienstvilla saß. Die Umzugskartons waren schon angeliefert worden. Im Stadion war der Bundeskanzler. Er hieß jetzt Helmut Schmidt und ging genauso leidenschaftslos zu diesem Fußballspiel, wie es Willy Brandt getan hätte.

Jutta Wachowiak hatte sich im Deutschen Theater in die kleine Nische mit dem Waschbecken zurückgezogen, um heimlich eine letzte Zigarette zu rauchen. Das Gerede von dem Fußballspiel, das die Männer im Theater verpassten, war schon aus ihrem Bewusstsein verschwunden. Sie war dabei sich zu verwandeln, schon halb die Charlie aus den »Neuen Leiden des jungen W.«, nur noch halb sie selbst.

Wo der junge Autor Eckhard Henscheid steckte, kann er nicht sagen. Er könnte stattdessen die Mannschaftsaufstellungen des WM-Finales von 1954 auswendig aufsagen, 70 Jahre später, aber, natürlich, darum geht es ja nicht. Länderspiele hatten in den Siebzigerjahren nicht den Stellenwert für ihn wie Partien der Frankfurter Eintracht, denn als fortschrittlicher junger Mann in der Bundesrepublik glühte man damals nicht für das Nationale, auch nicht die Nationalelf. Es könnte allerdings sein, dass er am 22. Juni 1974 schon in Italien im Urlaub war oder auf dem Weg dorthin. Denn bei einem WM-Spiel der Bundesdeutschen nur ein paar Tage später, gegen Schweden, sieht er sich noch ganz deutlich mit den Freunden aus der Frankfurter Szene vor dem Fernseher im Hinterzimmer eines Cafés in Levanto. Sie versuchten aus den italienischen Rentnern am Nebentisch antideutsche Ressentiments herauszukitzeln. »Brutti questi tedeschi, brutto, brutto«, mehr konnte Henscheid leider

nicht sagen, aber dafür wiederholte er ja das Wort brutto sehr oft: Hässlich, diese Deutschen, hässlich, wie die spielen, oder? Aber no, no, die italienischen Rentner fanden das Spiel der bundesdeutschen Elf sehr ansehnlich. Da war Eckhard Henscheid, trotz aller Vorsicht gegenüber dem Nationalen, durchaus berührt. Major Manfred Sommer vom Zentralen Operativstab der Staatssicherheit hat leider in seinem Notizbuch nicht vermerkt, ob er das Fußballspiel verfolgte. Es darf allerdings angenommen werden, dass in seinem Ministerium ein wenig Anspannung vorherrschte. Ein Telefon war extra für Anrufe aus Hamburg besetzt. Beim ersten WM-Spiel der DDR, gegen Australien, war einer der Touristen geflüchtet, ein 35-jähriger Lehrer aus Güstrow. Er hatte gesagt, er gehe nur kurz Ansichtskarten kaufen. Es machte die Sache für die Stasi nicht besser, dass der Geflüchtete einer ihrer Mitarbeiter war. Jutta Hölzenbein ging mit dem optimistischen Vorgefühl ins Volksparkstadion, dass ihr Mann wieder eingewechselt werden würde.


Klaus Jünschke weiß deprimierend sicher, wo er sich befand. Isoliert in der Zelle.

Doris Gercke fragte sich, ob die DDR-Touristen Angst hatten, von westdeutschen Fußballfans verprügelt zu werden. Sie waren so leise. Die ostdeutschen Besucher saßen im Stadion alle zusammen in einem Block, doch das schien nur die Verlorenheit der Gruppe zu akzentuieren, ein Tupfer von 1500 Menschen unter 59.000 Bundesdeutschen. Die Reiseleitung hatte unter den DDR-Touristen hunderte DDR-Fähnchen verteilt. Aber niemand schwenkte sie, eine halbe Stunde vor Anpfiff. Sie trauen sich nicht, schloss Doris Gercke daraus. Dass sie auf eine Art Befehl warteten, um loszulegen, kam ihr nicht in den Sinn. Sie war zum ersten Mal in ihrem Leben bei einem Fußballspiel. Irgendjemand, der die Fahrt der DDR-Touristen organisiert hatte, musste gedacht haben, er erweise den ehrenamtlichen Reiseführern ein kleines Dankeschön, sie mit ins Stadion zu nehmen. Jetzt musste sie dieses blöde Fußballspiel anschauen, dachte Doris Gercke.

Auf dem Campingplatz in Winsen an der Aller hatte sich die Fußballwiese geleert. Jeder der Jungen war in seinen Wohnwagen gegangen, um das Spiel der Deutschen anzuschauen. Auf die Idee, das Match gemeinsam zu sehen, kam niemand. Man ging nach Hause zum Fernsehen (in dem Fall also in einen Wohnwagen).

Das war der Luxus des neuen Mediums: Dank des Fernsehens ließ es sich in den eigenen vier Wänden vergnügen. Die Zahl der Kinobesuche in der Bundesrepublik waren in den zehn Jahren bis 1968 um 75 Prozent zurückgegangen. Der Rückzug ins Private wurde ein Trend. Wer etwas ganz Tolles besitzen wollte, richtete sich im eigenen Keller eine Hausbar ein. Dann musste man gar nicht mehr raus.

Im Fußball schien die Welt immer eindeutig: Ich bin für eine Mannschaft, also bin ich gegen die andere. Doch hinter den vielen Fensterscheiben, wo nun das spezielle, flimmernde Leuchten des Fernsehers zu erkennen war, gab es jemanden, der am 22. Juni zum ersten Mal nicht mehr die Gewissheit von Wir gegen die, von Freund und Gegner spürte. Im Kernbergviertel in Jena, am Fuß der lieblichen Hügel, wollte Roland Jahn, dass sein Team gewann – aber in diesem Spiel waren beide Mannschaften sein Team. Seit der Kindheit fieberte er mit der Elf der Bundesrepublik mit, und er kannte viele Protagonisten der DDR-Mannschaft persönlich, Trainer Georg Buschner oder die Spieler Konrad Weise und Lothar Kurbjuweit. Er wollte, dass die Fußballer triumphierten, mit deren Stil er sich identifizierte, aber auch die standen auf beiden Seiten, Overath, Netzer, Irmscher, Ducke. Er gönnte der DDR keinen Sieg, also nicht dem Staat, und wäre stolz, sollten seine DDR-Fußballer alle mit einem Sieg überraschen.



*IM FUSSBALL
 SCHIEN DIE
 WELT IMMER
 EINDEUTIG: ICH
 BIN FÜR EINE
 MANNSCHAFT,
 ALSO BIN ICH
 GEGEN DIE
 ANDERE.*

DDR-Fans
am 22.06.1974
im Hamburger
Volksparkstadion





*ER ENTSCHIED,
BORUSSIA-
DORTMUND-
FAN ZU SEIN,
SO WIE ER
CARL-ZEISS-
JENA-FAN
WAR.*

Wenn er sich richtig entsinnt, sprach er mit seinem Vater im Wohnzimmer, vor dem Fernseher, nicht über diese verwirrenden Gefühle. Fußball schaute man im Hause Jahn am besten mit andächtiger Konzentration. Sein Vater hatte sich einst danach gesehnt, Fußballprofi zu werden. Als alles schon verloren war und die Nazis Kinder an die Front schickten, musste 1944 auch Walter Jahn in den Krieg. Er war 15. Er verlor ein Bein. Den Traum, Fußballer zu werden, konnte er nicht vergessen. Er übertrug ihn auf andere. Als Leiter der Nachwuchsschule des Fußballclubs Carl Zeiss Jena förderte er viele der besten Talente der DDR.

Der Kosmonaut Sigmund Jähn hatte einen Wimpel des FC Carl Zeiss Jena dabei, als er 1978 an Bord des sowjetischen Raumschiffs Sojus 31 als erster Deutscher ins All flog. Walter Jahn hatte Jähn den Vereinswimpel mitgegeben. Bei seiner Arbeit im Volkseigenen Betrieb Carl-Zeiss hatte Walter Jahn als Ingenieur die Multi-spektralkamera MKF 6 für das sowjetische Raumfahrtprogramm mitentwickelt, so kam der Kontakt zustande.

Roland Jahn spürte, wie der Stolz auf seine Kamera den Vater ausfüllte. Aber konnte einen Menschen irgendetwas so sehr wie der Fußball packen, wenn er sich dem Spiel erst einmal mit Leib und Seele verschrieben hatte wie Walter Jahn?

Roland Jahn rutschte, genau wie sein Bruder, geradezu zwangsläufig in die Welt des Leistungsfußballs. Natürlich war den beiden bewusst, dass sie als Spieler



Günter Netzer eröffnet seine Diskothek *Lovers Lane*, als Gäste Bert Vogts und Wolfgang Overath mit Frau



Jutta Wachowiak organisiert die größte Demo der DDR.

in Jenas Jugendteams nicht nur dem eigenen Traum nachjagten.

Wenn kein Training anstand, marschierte Roland zwei, drei Straßen hinauf, wo die Höhe der Kernberge schon einsetzte, und spielte im Garten des Carl-Zeiss-Trainers mit dessen Söhnen Harald und Wolfgang Fußball. Herr Buschner hieß der Trainer.

Georg Buschner machte aus Carl-Zeiss Jena die beste Vereinsmannschaft der DDR, weshalb er 1970 zum Trainer der Nationalmannschaft bestimmt wurde. Roland Jahn ging bei den Buschners ein und aus, als sei es sein Zuhause. Nach dem Fußballspiel im Garten nahmen Harald und Wolfgang den Freund selbstverständlich mit ins Wohnzimmer, um dort Fußball in der ARD-Sportschau zu schauen. Roland Jahn war fasziniert. Es muss um 1963 gewesen sein, er war zehn. Zuhause hatten sie noch keinen Fernseher.

Er entschied, Borussia-Dortmund-Fan zu sein, so wie er Carl-Zeiss-Jena-Fan war. Ein Team im Westen, ein Team im Osten. Das schien keine Dopplung, sondern eine logische Ergänzung. Der Stadionname der Dortmunder hatte ihn für das Team begeistert: Rote Erde. Irgendwann, während sie die Sportschau sahen, spürte Roland Herrn Buschners Blick auf sich. Das passt mir gar nicht, dass du das jetzt mitkriegst, sagte der Blick. Vielleicht, überlegte Roland Jahn viele Jahre später, war dies das erste Mal, als er realisierte, dass Menschen in der DDR auf zwei Ebenen lebten. Im Privaten taten sie Dinge wie Fußball im Westfernsehen zu schauen, und nach Außen wussten sie von all diesen Dingen nichts.



14. MRZ 2024

RONALD RENG

1974 – EINE DEUTSCHE BEGEGNUNG

Als die Geschichte Ost und
West zusammenbrachte

Hardcover mit Schutzumschlag

400 Seiten

24,00 € (D) 24,70 € (A)

ISBN 978-3-492-07219-9

Bestellen Sie Ihr digitales Leseexemplar zum
Erscheinungstermin auf piper.de/leseexemplare oder
schreiben Sie eine E-Mail an: sales_reader@piper.de
(BuchhändlerInnen), press@piper.de (Presse)

LAYLA HAGEN

4 von 5 Chilis

Eishockey
Sportsromance



ISBN 978-3-492-06482-8

Die Maxwell-Brüder:
einer heißer als der andere



ISBN 978-3-492-06503-0

Leidenschaft und Romantik



ISBN 9783492064811

Ein CEO zum
Verlieben

SingleDad
Romance

Prickelnd und
sinnlich

Setting Chicago

KATHINKA ENGEL

Enemies-to-Lovers

Eine Liebe im
Rampenlicht

„Dieses Buch ist wie die perfekte Net-
flix-Serie: Es macht absolut süchtig!
Lest es unbedingt!“ (Bianca Iosivoni)

New Adult und Romantasy

Liebe in allen Farben
und Elementen

Wunderschön
illustriert

Exklusive
Kurzgeschichten

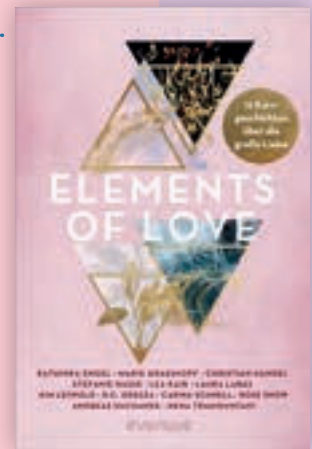


ISBN 978-3-492-06411-8

Welche Gefühle sind echt
und welche nur gespielt?



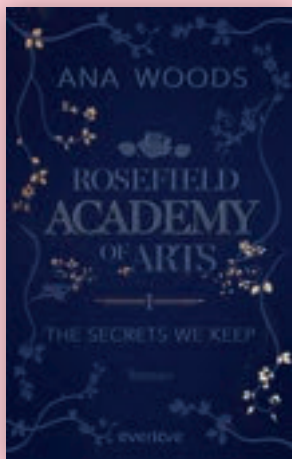
ISBN 978-3-492-06412-5



ISBN 978-3-492-06500-9

ANA WOODS

Eine Eliteuniversität an der Geheimnisse, Intrigen und Rivalitäten auf dem Lehrplan stehen



ISBN 978-3-492-06447-7

Miss Perfect trifft auf Bad Boy



ISBN 978-3-492-06448-4

Willkommen an der Rosefield Academy!

Trendgenre Dark Academia

Nicht nur die Liebe zur Musik verbindet Hazel und Tristan...

CHRISTINA LAUREN

Enemies-to-Lovers

Vom Enemy zum Soulmate: Heiß, liebenswert und unwiderstehlich witzig



978-3-492-06497-2

Daten oder Dates? Zufall oder Schicksal?

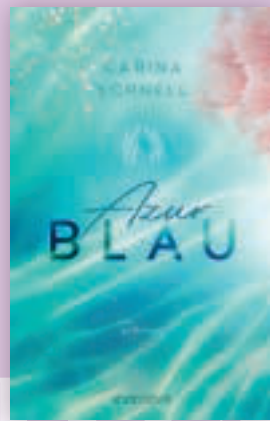
CARINA SCHNELL

Strangers to Lovers / Secret Identity

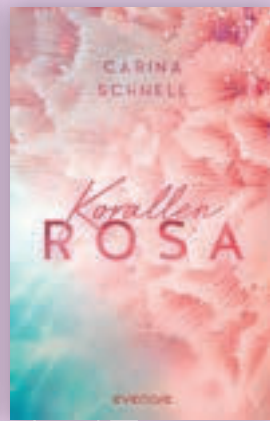
Diesen Sommer entführt uns Carina Schnell an die französische Riviera

Azurblaues Meer, versteckte Buchten und ganz viel Herzklopfen

Sie verzaubert die Leute mit ihren Macarons, er ist ein Tech-Genie auf dem Autismus-Spektrum



ISBN 978-3-492-06501-6



ISBN 978-3-492-06502-3

Eine junge Köchin mit Träumen und ein Matrose mit Geheimnissen

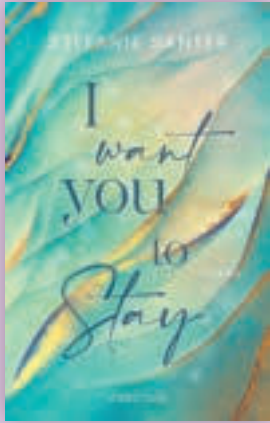
Opposites attract / Strangers to Lovers / He falls first

Ein Sommer voller prickelnder Begegnungen

PENELOPE DOUGLAS

Berührend, mitreißend,
tiefgründig

Wenn dein perfektes Leben
plötzlich zerbricht ...



ISBN 978-3-492-06497-2

Das TikTok-Phänomen: Dark
Romance mit Suchtfaktor

Dunkle Verlockung und
gefährliche Spiele



ISBN 978-3-492-06531-3

Versuchung und Verrat:
Die Devils Night beginnt ...

Nur sie kennt
das Versteck ...

Leidenschaftlich und
Intensiv



ISBN 978-3-492-06532-0

Er will sich an ihr rächen,
doch er hat nicht damit
gerechnet, dass es ihr
gefallen könnte.

SARAH SAXX

Haters to Lovers: Wenn dein
One-Night-Stand deinen
Songtext klaut

Rockstar-Romance mit
Tiefgang: Themen Umgang
mit Verlust und
Trauerbewältigung



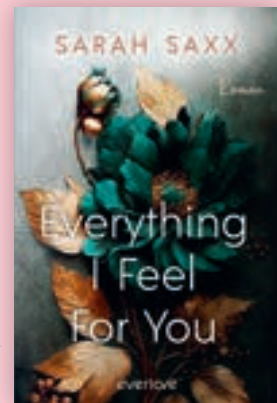
ISBN 978-3-492-06518-4

Berührende Songtexte
und mitreißende Playlist
zum Buch

»Ein absolutes Must Read
für alle, die ihr Herz an
heiße Musiker verlieren
und High Fives an toughie
Frauen verteilen wollen« -
Kate Corell, Spiegel-Best-
sellerautorin

Was, wenn du dir deine
Ferienvilla mit einem heißen
Bassisten teilen musst?

Band 2 der Rockstar-Ro-
mance-Reihe der österrei-
chischen Erfolgsautorin

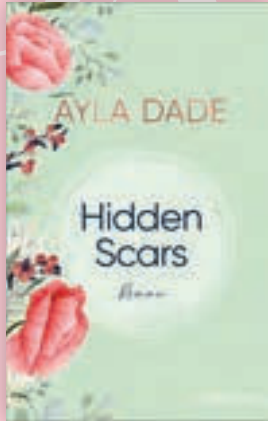


ISBN 978-3-492-06527-6

Grumpy meets Sunshine im
Forced Proximity Setting

Niemand küsst so gut wie
ein Rockstar!

AYLA DADE



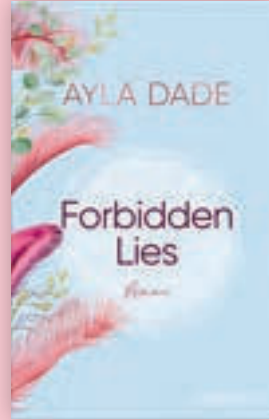
ISBN 978-3-492-06561-0

Er ist unberechenbar und begehrt. So begehrt, wie sie es sich niemals vorstellen konnte.

New Yorks Elite: Glamour und dunkle Geheimnisse

Bad Boy meets Girl next Door

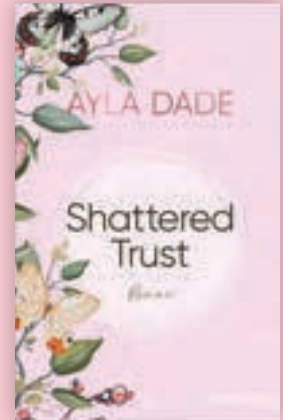
Sie verabscheut ihn seit dem Kindergarten. Doch er muss ständig an sie denken ...



ISBN 978-3-492-06562-7

Enemies-to-Lovers

Fake Relationship



ISBN 978-3-492-06563-4

Er erpresst sie, damit seine Machenschaften verborgen bleiben. Sie soll seine Freundin spielen

KOSOKO JACKSON



ISBN 978-3-492-06498-9

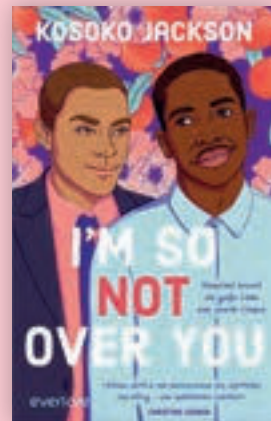
Sports-Romance trifft auf Kleinstadt zum Verlieben

Die große Liebe ist nie im Absicht!

Elena Armas ist die Queen des Slow-Burn

ELENA ARMAS

Eine zweite Chance für die Liebe!



ISBN 978-3-492-06393-7

Second Chance

Fake Dating

Ein #OwnVoices Roman: Der Autor ist queer und eine Person of Color!

Piper Verlag GmbH
Georgenstraße 4
80799 München

Postfach 40 14 60
80714 München

Tel. (089) 38 1801-0
Fax (089) 33 8704

info@piper.de
www.piper.de

GESCHÄFTSFÜHRUNG:

Felicitas von Lovenberg, Christian Schniederermann
Registergericht: Amtsgericht München
Registernummer: HRB 71118

LEITUNG VERKAUF UND VERTRIEB:

Sabrina Zingg
Tel. (089) 38 1801 44
Fax (089) 38 1801 68
sabrina.lessnig@piper.de

MARKETING:

Jennifer Maurer
Tel. (089) 38 1801-63
Fax (089) 38 1801-591
jennifer.maurer@piper.de

LEITUNG LIZENZEN & FOREIGN RIGHTS:

Sven Diedrich
Tel. (089) 38 1801-26
Fax (089) 38 1801-272
sven.diedrich@piper.de

PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT/ VERANSTALTUNGEN:

Leitung
Kerstin Beaujean
Tel. (089) 38 1801-25
kerstin.beaujean@piper.de

REZENSIONSANFORDERUNGEN:

press@piper.de
Fax (089) 38 101-65

DRUCKEREI:

Gotteswinter und Fibo Druck- und Verlags GmbH
Joseph-Dollinger-Bogen 22
80807 München

Stand Oktober 2023

Preisänderungen und Irrtümer vorbehalten.

Die € (A)-Preise wurden von unserem Auslieferer als sein gesetzlicher Letztverkaufspreis in Österreich angegeben.


Gestaltung: Daniel Sluka | Design · www.daniel-sluka.de
Herstellung: Mark Oliver Stehr, oliver.stehr@piper.de


VERWENDETE SCHRIFTEN:


Adobe Caslon, FreightBig Pro, Proxima Nova, Flood,
Reenie Beanie, SignPainter,


BILDNACHWEIS:

S. 1: Felicitas von Lovenberg: © Jennifer Maurer
S. 4: Chris Whitaker © David Calvert
S. 15: Berlin Verlag Privat
S. 17: Ann Patchett © Heidi Ross
S. 25: Arne Dahl © Karl Nordlund
S. 32: Anthony Passeron © Jessica Jäger
S. 39: Evan Tepest © Selma Kay Matter
S. 46: Sanam Mahloudji © Amaal Said
S. 53/54: Carsten Henn © Frederick Henn
S. 60/62: Wladimir Kaminer © Marcus Höhn
S. 61/63: Martin Hyun © Marcus Höhn
S. 66/68: © Sarah Wimmer / Daniel Sluka
S. 70: Michael Schmidt-Salomon © Udo Ungar
S. 73: Illustration © Roland Straller
S. 76: Michael Nast © Steffen Jänicke
S. 83: Jenny Colgan © Jennifer Endom
S. 90 bis 95 Illustration © shutterstock
S. 91: Nicole Wellemin © Diane von Schoen
S. 98: Gaby Hauptmann © Dieter Wehrle
S. 112/113: Ronald Reng © Peter von Felbert
S. 116: © IMAGO/WEREK
S. 117: © IMAGO/WEREK
S. 118: © IMAGO/WEREK
S. 119: © ullstein bild

 Leseexemplar-Service für BuchhändlerInnen
Bestellen Sie in drei Schritten Ihr digitales
Leseexemplar auf www.piper.de/leseexemplare

 e-Book

 Trailer für Ihre Online-Filiale

 Autorenveranstaltungen

vltIX Weiteres Infomaterial auf vltIX

peyer
COVER

MATERIAL UMSCHLAG:
SURBALIN glatt 6111
diamantweiß, 300 g/m²
Von peyer graphic, Leonberg

